

beiter und Arbeiterinnen im Jugendheim zusammen. Alle, alle waren erschienen und saßen nun wie eine verschüchterte Herde zusammen und wagten nicht, laut zu sprechen. Dann erhob Burgmeier sich und sprach stockend und voll tiefer Ergriffenheit die folgenden Worte: »Jugendgenossen und -genossinnen! Unser Gerd ist nicht mehr. Er, den wir [100] alle geliebt haben, ist auf dem Schlachtfeld der Arbeit gefallen. Laßt uns klagen um ihn, denn er war der Beste unter uns. Keiner hat wie er gearbeitet für die Verwirklichung unserer Ideale. Und weil er rastlos arbeitete im Dienste unserer Sache, war er uns allen ein Beispiel, dem wir nacheiferten. Und so soll es auch ferner bleiben. Unser armer Gerd ist tot; aber sein Beispiel ist nicht tot, sondern lebt unter uns weiter und soll uns anspornen, mit gleicher Treue im Dienste der Arbeiterbewegung zu wirken wie er. Wir wollen das Andenken an unseren toten Genossen ehren und hüten wie ein teures Vermächtnis.« — —

Abenteuererzählungen

Die Abenteuerliteratur verlor in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hochliterarisch an Bedeutung, erlebte auf der Ebene der Jugend- und Volksliteratur jedoch einen Aufstieg. Hier fanden Abenteuerschriften besonders in den Jahrzehnten nach 1870 wachsende Verbreitung. Daß die Abenteuerliteratur vornehmlich als Jugend- und Volksliteratur weiterlebte, beweist die große Zahl der Jugendbearbeitungen, die nun auf den Markt kamen. Genannt seien hier nur »Tokeah oder die weiße Rose. Nach Charles Sealsfield für die Jugend bearbeitet« (1895) von Paul Moritz und Karl Mays 1879 erschienene Bearbeitung des »Waldläufers« von Gabriel Ferry, um einen berühmten Bearbeiter eines berühmten Romans zu erwähnen. Mit James F. Cooper ist die Jugend, so Heinrich Pleticha, eigentlich erst in den Jahren nach 1875 bekannt geworden. Dafür sorgten Jugendbuchverlage wie Ensslin & Laiblin, Thienemann und Schaffstein, die Bearbeitungen der Lederstrumpferzählungen herausbrachten (die bereits 1845 von Franz Hoffmann vorgenommene Bearbeitung fand nur eine geringe Verbreitung). Für die Geschichte der Abenteuerliteratur jedoch ist es vor allem bedeutsam, daß die Autoren von vornherein für Jugendliche zu schreiben begannen. Der Adressatenwechsel führte zu erheblichen Veränderungen der bislang gattungstypischen Erzählmuster. Auffallend ist die Konzentration auf das Handlungsgeschehen, die Aktion. So verzichteten die Autoren beispielsweise auf Landschaftsbeschreibungen, die in den Abenteuerschriften aus der Mitte des Jahrhunderts noch breiten Raum einnahmen. In der Wahl der Motive hielten sie sich zumeist an das Eingeführte und längst Bekannte.

Die Abenteuerliteratur wurde teilweise in luxuriösen Prachtausgaben auf den Markt gebracht. Gegen Ende des Jahrhunderts kritisierte Heinrich Wolgast diese Editions-

praxis der Jugendbuchverlage: Dem Käufer werde suggeriert, daß der hohe Preis zugleich eine Qualitätsgarantie sei. In Wahrheit sei dies eine schiere Irreführung; die kostspielige Aufmachung verberge in der Regel literarisch höchst anspruchsloses. Daneben entwickelten sich jedoch andere Publikationsformen, die erst durch die rasante ökonomische und drucktechnische Entwicklung dieser Jahrzehnte ermöglicht wurden. Es handelte sich vornehmlich um Abenteuerliteratur, die in preiswerten Heftchenausgaben auf den Markt gebracht und durch Kolporteurs in unteren Bevölkerungsschichten vertrieben wurde. Zugleich veröffentlichten die Autoren ihre Abenteuererzählungen mehr und mehr als Fortsetzungsromane in Zeitungen und Zeitschriften, ehe sie, sofern erfolgreich, in Buchform erschienen. In diesem Zusammenhang sei auf die Jugendzeitschrift »Der Gute Kamerad« hingewiesen, die viele der bekanntesten Abenteuerromane vorab publizierte. Auch »Das Neue Universum« diente den Jugendschriftstellern als Publikationsorgan insbesondere für den technischen Abenteuerroman. Die Autoren der Heftchen- bzw. Fortsetzungsromane wurden von Wolgast und anderen von der Kunsterziehungsbewegung beeinflussten Jugendschriftenkritikern vehement bekämpft. Zu sehr widersprach die Schriftstellerei der Serienautoren ihren idealistischen Vorstellungen vom Dichter und von der Dichtkunst.

Zu denjenigen, die zur Zielscheibe der Kritik wurden, zählte Sophie Wörishöffer. »Robert, des Schiffjungen Fabriten und Abenteuer«, eine Umarbeitung von Max Bischoffs Roman »Robert, der Schiffsjunge«, war ihr erstes Werk für jugendliche Leser. »Eine Unmöglichkeit löst die andere ab«, lautete einer der erhobenen Vorwürfe. Tatsächlich reiht sich in dem hier auszugsweise wiedergegebenen Roman wie auch in ihren nachfolgenden Büchern Abenteuer an Abenteuer. »Sophie Wörishöffers Romane sind«, so bemerkt Bernd Steinbrink, »Ausbruchsphantasien, eber Anleitung zum Ungehorsam gegen Zwang und strenge Anpassung als

Erziehungslektüre für brave Bürgersöhne.« Gewiß, die Helden sind am Ende ihrer Romane nur zu oft an- und eingepaßt; bei genauerem Hinsehen jedoch wird dies erkennbar als ein äußerlich bleibendes Zugeständnis an eine Erwartungshaltung, die die Öffentlichkeit gegenüber der Jugendliteratur einnahm. Bei aller Konformität an der Oberfläche entschlüpfen der Autorin jedoch immer wieder Ausformungen rebellischer Phantasie – eine Widersprüchlichkeit, die auch in der Backfischliteratur jener Zeit zu beobachten ist.

Ganz anders verhält es sich bei Friedrich J. Pajeken, der seinen Helden Bob durch einen Entwicklungsprozeß führt, an dessen Ende die unwiderrufliche Akzeptierung einer Ordnung steht. Der einsam umherschweifende, mit dem Trapperleben experimentierende Abenteuer entwickelt sich zum »nützlichen Glied der Gesellschaft« – in führender Position, wie sich versteht. Pajeken benutzt dafür das Modell des Ansiedlerabenteurers, in dem Rüdiger Steinlein die »gezähmte, familiarisierte Version des Indianerabenteurers« sieht (ein Modell übrigens, das schon bei Philipp Körbers Lederstrumpf-Bearbeitung von 1847 Pate gestanden hat). Bei der Abschwächung charakteristischer Motive und Topoi aus der Abenteuerliteratur geht Pajeken freilich mit einer solchen Entschiedenheit vor, daß man besser von einer grundlegenden Umdeutung sprechen sollte. Von dieser ist nicht zuletzt auch die Naturmotivik betroffen: nahm die Natur in der bisherigen Abenteuerliteratur als Fluchtpunkt zivilisationsmüder Helden einen bedeutenden Platz ein, so sinkt sie bei Pajeken zum bloßen Industriestandort, zur simplen Rohstoffquelle hinab. Warum, so fragt man sich, greift Pajeken überhaupt auf Elemente der Abenteuerliteratur zurück, um sie dann bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen? Anscheinend möchte dieser Autor, dem es letztendlich um die Bekämpfung solcher phantasieaufreizenden Gattungen geht, dennoch an deren Spannungseffekten partizipieren. Es erscheint angesichts der krassen

Eingriffe und Verkehrungen jedoch fraglich, ob ihm dies gelungen ist.

Karl May, der seine schriftstellerische Karriere als Kolportageautor begann, veröffentlichte in den Jahren 1887 bis 1897 insgesamt acht Erzählungen in der Jugendzeitschrift »Der Gute Kamerad«. Ab 1890 brachte sie der Union-Verlag auch in Buchform heraus. Es ist zwar nur ein verschwindend geringer Teil seines Gesamtwerks, der sich explizit an junge Leser wendet; dennoch haben Jugendliche ganz offensichtlich von Beginn an mehr als nur diese acht Erzählungen gelesen, und es verwundert nicht, daß Karl May als gefährlicher, »sittenverderbender« Jugendbuchautor gilt. In seiner 1911 erschienenen Autobiographie »Mein Leben und Streben« setzt sich Karl May zur Wehr: »Wenn die Jugend meine Bücher trotzdem liest, und zwar gerne, so beweist das doch nicht, daß ich sie für sie bestimmt habe, sondern daß die Jugendseele in ihnen findet, was ihr von anderen vor-enthalten wird.« Indem er es seiner grenzenlosen Phantasie unterwirft, bietet Karl May seinen Lesern das, so Harald Eggebrecht, »totale Abenteuer«. So zielen etwa seine Heldenbeschreibungen auf eine ausschließlich sinnliche Teilhabe des Lesers. Die May'schen Helden entziehen sich aller psychologisch-realistischen Deutung, wie auch der Handlungsablauf, wie schon bei Sophie Wörishöffer, einer stringenten Logik entbehrt. Das Abenteuer ist bei Karl May auf eine unvergleichliche Weise nach den Mechanismen des »Tagtraums« gestaltet; er träumt, wie es die Blochsche Kolportage-theorie behauptet, immer auch einen utopischen Gegenentwurf zur real erfahrbaren Welt. So diffus sich dieser Entwurf bei May auch ausnimmt, in ihm scheint unzweifelhaft das Verlockende, das erzieherischen Zwecken sich Widersetzende seiner Schriften zu gründen. Neben Karl May gehören Graf von Bernstorff, Max Felde, Maximilian Kern und Franz Treller zu den bekannteren Verfassern von Abenteuererzählungen für die Jugend, und sie alle sind mit entsprechenden Titeln in der überaus erfolgreichen »Ka-

merad-Bibliothek« des Union Verlages vertreten. Sie alle beweisen mit ihren Werken eine genaue Kenntnis der Abenteuerliteratur eines Gerstäcker, Retcliffe, Sealsfield u. a., deren Motive sie sämtlich auf eine geschickte Weise verarbeitet haben.

Die Eroberung deutscher Kolonialgebiete bescherte der Abenteuererzählung neue Stoffe und Schauplätze. Dem bis dahin vorherrschenden Indianerabenteuer gesellte sich der Kolonialroman hinzu, der in der Regel ganz offen zu Zwecken politischer Propaganda in Dienst genommen wurde. Daß der Kolonialroman in vielem dem Indianerabenteuer verpflichtet bleibt, ist gelegentlich schon am Titel zu erkennen. »Afrikanischer Lederstrumpf« etwa lautet der Titel eines Kolonialromans von Stanislaus von Jezewski, der unter dem Pseudonym C. Falkenhorst schrieb. Dieser Autor publizierte in den Jahren 1894 bis 1897 eine zehnbändige Reihe »Jung-Deutschland in Afrika«; zu den Intentionen dieser Abenteuerreihe gehörte, Kenntnisse über den afrikanischen Kontinent und seine Geschichte zu vermitteln. Neben August Niemann, der insbesondere durch seinen Roman »Pieter Maritz, der Burensohn von Transvaal« (1893) als Kolonialautor bekannt wurde, sei in diesem Zusammenhang noch Josef Spillmann erwähnt, Verfasser zahlreicher abenteuerlicher Missionserzählungen. Gustav Frenssens 1906 erschienener Roman »Peter Moors Fahrt nach Südwest«, eine Kombination von Abenteuer- und Kriegserzählung, wurde über die Parteigrenzen hinweg als empfehlenswerte Jugendlektüre gepriesen. Der Autor läßt seinen »naiven« Helden in die Ferne ausbrechen, um ihn als geläuterten, vom Sinn des Krieges überzeugten reifen Mann in die Heimat zurückkehren zu lassen; es gibt jedoch kaum eine Stelle in dem Roman, an der so etwas wie eine innere Entwicklung des Helden greifbar wird. Ebenso wenig verrät uns der Held, welche Position er etwa im Streit um die christlich-moralische Legitimität von Krieg und Eroberung einnimmt. Der Autor schränkt seinen Helden aufs bloße Zuhören ein, ja, er

scheint sich selbst hinter dem Protagonisten zu verstecken, denn eine Autorposition ist ebenso wenig auszumachen. An der Oberfläche des Textes jedenfalls läßt sich eine deutlich markierte ideologische Wirkungsabsicht, eine Tendenz, nicht eindeutig nachweisen. Es ist schwer auszumachen, welche Bedenken den schriftstellernden Pastor Frenssen gebindert haben mögen, seine patriotischen und rassistischen Einstellungen unverhohlener zu äußern. Die in den folgenden Jahren erscheinende Kriegsabenteuerliteratur weiß von derlei Skrupel nichts mehr.

Der Einfluß Jules Vernes, der dem Abenteuerroman in thematischer, aber auch formaler Hinsicht neue Impulse gab, ist in der deutschsprachigen Jugendliteratur vor allem in den Schriften Friedrich Maders greifbar. Was Vernes in Bezug auf seine »Voyages extraordinaires« als literarisches Programm besonders im Hinblick auf seine jugendlichen Leser verkündet, nämlich der Vermittlung des neuesten technischen Wissensstandes mit spannender Unterhaltung, gilt auch für Maders technisch-utopische Romane. So informieren die »Wunderwelten«, von Friedrich Schegk »als der bemerkenswerteste deutsche Science-fiction-Roman« eingeschätzt, über das Sonnensystem und die Planeten. Mader untermauert seine wissenschaftlichen Behauptungen, indem er im Anhang des Romans die entsprechende Sekundärliteratur aufführt. Der technisch-utopische Roman, verstanden als Antwort auf die enormen technischen und wissenschaftlichen Veränderungen im Leben dieser Jahrzehnte, wird für die Entwicklung der Abenteuerliteratur immer entscheidender. Hingewiesen sei hier nur auf den großen Erfolg der Technikromane Hans Dominiks in den 20er Jahren.

S. WÖRISHÖFFER

*Robert des Schiffsjungen Fahrten und Abenteuer
auf der deutschen Handels- und Kriegsflotte*

1877; 5. Aufl. 1887

[207] Von einer kurzen, glücklich verlaufenen Dampfschiffreise und namentlich von dem, was während derselben ein Heizer erlebt, läßt sich nicht viel Interessantes berichten, wir beginnen daher aufs neue, nachdem sich der Dampfer im Hafen von New York vor Anker gelegt hatte und Robert entlassen worden war. Zwar gab sich der Kapitän alle mögliche Mühe ihn wieder anzumustern und am liebsten ganz für sich zu gewinnen, aber unser Freund schlug das Anerbieten rund ab.

[...]

[208] Jetzt erst war sein Wunsch erfüllt, jetzt befand er sich in der weiten Welt und sah und staunte, ohne gleich alle diese einzelnen Eindrücke ganz in sich verarbeiten zu können.

Auf den Dämmen an der Hafenmauer sah er dasselbe Treiben wie auf dem Baumwall in Hamburg, nur ebenfalls in bedeutend erweitertem Umfange und außerdem malerisch belebt durch die verschiedenen Nationaltrachten der Farbigen in allen Abstufungen, der Chinesen und Orientalen. In Hamburg hatte er diese Gesichtszüge und diese Rassen-eigentümlichkeiten schon kennen gelernt, aber doch nur unter dem alltäglichen Gewande der Schiffer, jetzt dagegen sah er den Chinesen mit langem Zopf, spitzen Schnabelschuhen, den Türken mit Turban und buntem Kaftan, sah den Armenier im langen dunkelbraunen Rock und den Japanesen mit seiner hellen, weiten, auf große Hitze berechneten Kleidung. Alle diese Leute suchten und fanden Arbeit, schlossen und lösten neue oder ältere Verbindungen, sprachen in babylonischer Verwirrung gruppenweise durchein-

ander und verrichteten namentlich solche Arbeiten, die nur im Hafen stattfinden; sie löschten und beluden die Schiffe und waren an den Kränen und Landungsplätzen beschäftigt.

Überhaupt hatte unser junger Freund von der Großartigkeit der amerikanischen Einrichtungen bis jetzt noch keinen Begriff gehabt. Wie staunte er, als er z. B. schwebende, von Brückenpfeilern getragene Eisenbahnen sah, deren Wagen über dem Schiffe Halt machten, worauf sich eine Klappe öffnete, und durch dieselbe der Inhalt – meistens Weizen – in den Raum geschüttet wurde.

[...]

[209] Was zehn kräftige Männer kaum in einer Viertelstunde vollbracht hätten, das wurde hier durch das Ineinandergreifen der technischen Einrichtungen spielend in wenigen Minuten gethan.

Robert ging langsam, um alles zu sehen, alles zu beobachten, namentlich aber, um das Hochgefühl der Freiheit so recht in langen Zügen zu genießen. In seiner Tasche klappten die Dollar und unter seiner Mütze wirbelte es von den Plänen und Hoffnungen einer goldenen Zukunft. Jetzt erst konnte er thun oder lassen, was ihm beliebte, konnte seinen Wunsch nach Abenteuern vollständig befriedigen und von Pol zu Pol die ganze Erde kennen lernen. Er war nun bald ein volles Jahr von Hause entfernt und hatte das siebzehnte Lebensjahr beinahe zurückgelegt; seine besten Freunde hätten in dem lang aufgeschossenen, von der südlichen Sonne braun gefärbten Burschen mit dem ersten dunklen Schatten auf der Oberlippe und dem ganzen gereiften Aussehen wohl kaum das Kindergesicht aus Milch und Blut, welches er vor Jahresfrist noch aufweisen konnte, wiedererkannt. Auch die Stimme hatte den Übergang vom Knaben zum Jüngling so ziemlich vollbracht, und die Schultern waren breiter geworden, mit einem Worte, unser Freund hatte sich, wie man zu sagen pflegt, stattlich herausgemacht, und der Gedanke, nach Hamburg zurückzukeh-

ren, erschien ihm unleidlich. Ja, wenn er das Geld seines alten Freundes in der Tasche gehabt hätte! – Aber mit leeren Händen vor den Vater treten? – Nein und tausendmal nein. Erst mußte er es zu etwas bringen, dann sollten die Pinneberger Augen machen und sich zuflüstern: »Der Robert Kroll ist doch ein Teufelskerl, hat richtig draußen in der Welt das große Los gewonnen.«

[...]

[242] Er bezahlte in der Frühe des zur Abreise bestimmten Tages seine Rechnung beim Schlafbas, nahm die Kiste auf die Schulter und ging mit der schweren Bürde seelenvergnügt zum Hafen hinunter.

Jetzt begann das neue Leben. Nicht mehr Junge, nicht mehr du angeredet und von den älteren Genossen gehänselt, nicht mehr zu den Arbeiten einer Scheuerfrau verwendet, und neben allem diesen die Aussicht auf Abenteuer über Abenteuer! – Wer war glücklicher als er, wem schien die Sonne so hell wie ihm? –

An Bord sah er etwa fünfundzwanzig bis dreißig sehr verschiedene Gesichter, schwarze, braune, gelbe und weiße bis zu dem halb ängstlichen, halb verlegenen Auswanderer, der vielleicht von Beruf ein Schuster oder Schneider war, und der ein halbes Menschenleben hindurch die Nähnadel regiert hatte, um dann den Verlockungen des »Schleppers« nachzugeben und sich für den Walfischfang ködern zu lassen.

[...]

[244] Als endlich der Befehlshaber an Deck erschien, wurden die zum Auslaufen nötigen Vorbereitungen getroffen, und Robert konnte seinen neuen Gebieten von Angesicht zu Angesicht mustern, [245] obwohl Kapitän Wright keinen der Matrosen zu bemerken schien, sondern ohne Gruß oder Blick in die Kajüte ging und selbst mit dem Obersteuermann nur einige wenige Worte wechselte. Robert sah, daß dieser letztere in beinahe militärischer Haltung verharrete, und daß er wiederholentlich die Hand an die Mütze legte,

– alles Dinge, welche man auf der »Antje-Marie« nicht gekannt hatte und die einen sehr strengen Vorgesetzten verrieten.

Er sah auch ganz wie ein solcher aus, dieser Amerikaner mit dem hohen Wuchs und den breiten, muskulösen Schultern. Sein Gesicht war regelmäßig, aber kalt, seine Augen grau und scharfblickend, Haar und Bart fuchsrot.

Wie bei so vielen Grönlandsfahrern gehörte auch in diesem Fall das Schiff nicht etwa einem Reeder, sondern dem Kapitän selbst, der vielleicht fremdes Geld darin stecken hatte, dem aber doch keinerlei Vorschriften mit auf die Reise gegeben wurden. Thomas Wright war auf dem »Vogel Greif« wie auf einer Insel im Weltmeer der unumschränkte Herr und König.

[...]

[248] Es wurde unter dem besten Wetter immer stetig Ost-Nord-Ost gesteuert und Robert konnte nicht umhin, dem Kapitän das Zeugnis eines vortrefflichen Schiffers zu geben. Thomas Wright hielt seine Wache so gut wie der letzte Kajüttsjunge, d. h. er ließ sich durch den Obersteuermann pünktlich alle vier Stunden wecken und machte persönlich eine Runde, um den Stand der Dinge bis ins kleinste hinein selbst zu beurteilen. Als man in die Nähe von New-Foundlandsbanken kam, schlief er nur für Augenblicke auf dem Sofa und ging dann auf der gefährlichsten Stelle während der ganzen Nacht auf dem Verdeck von einer Seite zur anderen, um auszuspähen.

»Ein ganzer Mann!« dachte Robert. »Ich möchte so einer werden, aber kein Leuteschinder, wie dieser. Er ist ein Geizhals durch und durch.«

[...]

[250] Man hatte jetzt die gefahrdrohenden Banken hinter sich, so daß gerade nördlich in das atlantische Meer hineingesteuert wurde. – Die sämtlichen Hessen und Nassauer mußten, da sie zu Seendiensten untauglich waren, das Schiff scheuern, Kartoffeln schälen, Geräte reinigen und was der-

gleichen untergeordnete Arbeiten mehr waren, also blieben die Leichtmatrosen von diesen unangenehmen Beigaben ganz verschont. Robert konnte manche freie Stunde dazu verwenden, einige gute Bücher, welche ihm der Untersteuermann lieh, zu lesen, um dadurch seine geistige Ausbildung zu fördern. Während die übrigen würfelten oder mit in den Taschen geballten Fäusten auf den Kapitän schimpften, vertiefte er sich in Werke über Länder- und Völkerkunde, oder er studierte die englische Sprache, welche er längst geläufig redete, auch ihrem inneren Wesen nach und zwar, um nicht bloß die Matrosenausdrücke, sondern ebenso die Schriftsprache kennen zu lernen.

Kam er bei solchen Streifzügen in die verschiedenen Gebiete der Naturwissenschaften auch einmal an ein Kapitel über das Pflanzen- und Tierleben in den nordischen Gegenden, so hüpfte ihm das Herz vor Freude und er vergaß sowohl die schlechte Gesellschaft, in welcher er sich befand, als auch die mageren Mahlzeiten aus der Kombüse. Das alles würde er nun bald sehen, bald von Angesicht zu Angesicht kennen lernen; immer weiter hinauf in [251] das atlantische Meer eilte der »Vogel Greif«, immer kälter wehte es durch das Takelwerk, bis endlich die Thüren fest verschlossen gehalten und die Spaziergänge an Deck auf das Unentbehrlichste beschränkt wurden.

Die Insel Jan Mayen war erreicht, Robert sah Scharen von Seehunden auf den Eisfeldern liegen und erwartete, daß jetzt eine aufregende Jagd beginnen müsse, aber diese Hoffnung sollte nicht allein ihm, sondern auch in ganz anderer Beziehung den übrigen fehlschlagen. Der Kapitän erklärte, keine Seehunde fangen zu wollen.

Die Leute sahen einander an. »Gebt acht«, raunte Sheppard, »er will bis nach Nowaja Semlja hinauf, um den Wal zu hetzen. Diese Fische sind jetzt so selten geworden, daß man bis an solche entlegene Küsten vordringen muß, um sie zu treffen. Es wird kaum Tag geworden sein, wenn wir in der Eiswüste anlangen.«

Mehrere andere, besonders die Hessen, hörten bedenklich zu. »Kaum Tag, Sheppard, wie meinst du das?« Der Amerikaner lächelte ärgerlich. »Gerade so, wie ich es sagte, Maaten. Auf Nowaja Semlja herrscht von Oktober bis Anfang März eine ununterbrochene Nacht. In diesen Breiten kann kein Mensch leben, ja, das Innere der Insel ist völlig so unbekannt und unerforscht, wie das Innere von Afrika.«

[...]

[253] Der Matrose sah von einem zum anderen. Er schien sich an der angstvollen Spannung aller dieser Gesichter heimlich zu freuen. »Vernehmt also«, begann er, »daß an Bord ein Würgengel sein Haupt erhebt, – daß eine furchtbare Geißel uns bedroht! – Im [254] Logis liegt einer der Männer krank und elend darnieder, – er hat den Skorbut!«

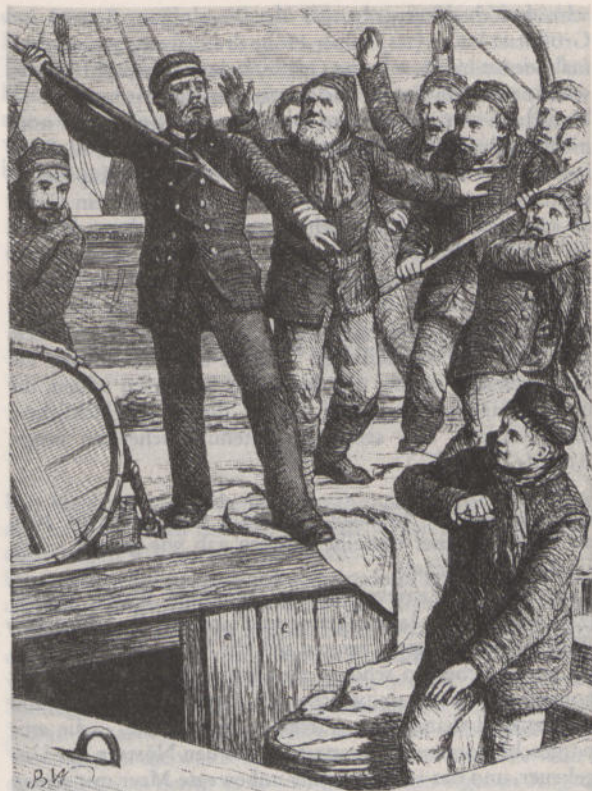
[...]

[263] Heute wurden zwei Opfer aus ihrer Mitte dem unergründlichen Schoße des Ozeans überliefert, – nach wenigen Stunden sollten zwei weitere den vorangegangenen folgen und vielleicht stand in kürzester Frist auch ihnen selbst das gleiche Schicksal bevor. Mangel und Kälte und Mutlosigkeit, diese drei furchtbaren Geißeln der Armen und Elenden, hatten sich an Bord des Unglücksschiffes zu einem einzigen Dämon vereinigt, zu einer Pest, die, in seltener Stärke auftretend, vielleicht den »Vogel Greif« seiner sämtlichen Bewohner berauben und ihn führerlos und verloren als Wrack an Grönlands unwirtbare Küste schleudern würde. Niemand konnte voraussehen, wie bald ihn die Seuche ereilen und dem Tode in die gierig geöffneten Arme werfen würde. –

[...]

[264] Es ist etwas unendlich Wehmütiges, Ergreifendes, ein Seemannsbegräbnis.

Ernst und still waren die beiden Leichen aufgehoben und halb über den Schiffsrand hinausgelegt. Langsam, feierlich



schwebte das Sternenbanner der Vereinigten Staaten am Großmast bis zu [265] halber Höhe dreimal empor und dreimal wieder herab, – letzte Grüße, letztes Lebewohl für die, welche aus dem Kreise der Kameraden geschieden. Und dann trat Robert vor. Das hübsche Gesicht des noch nicht ganz achtzehnjährigen jungen Menschen war blaß vor innerer Bewegung. »Maaten«, sagte er, »unser Kapitän ist nicht erschienen, um für die Toten, wie üblich, ein Gebet zu sprechen. So laßt es mich an seiner Stelle thun, da doch die beiden Verstorbenen meine Landsleute waren, arme deutsche Auswanderer, denen eine Gesellschaft von Seelenverkäufern auch noch das Letzte raubte, was sie ihr eigen nannten, Gesundheit und Leben. Laßt mich Gott bitten, daß bald dem schändlichen Treiben dieser Schurken ein Ende gemacht werde, um der vielen Bethörten willen, die in ihre Hände fallen, und daß er diesen Unglücklichen, ihren Opfern, eine selige Auferstehung schenken möge. Amen!«

[. . .]

[272] Es mochte vielleicht um neun Uhr morgens sein, als der Ausgucker dasselbe Zeichen gab wie gestern. »Die Fische! Die Fische!«

Zwischen den Eisriesen, welche im stillen Wasser überall [273] majestätisch dahinsagelten und langsam der schwachen Windrichtung folgten, zeigten sich die blasenden Walfische. Es war ein eben so schönes als anregendes Schauspiel, der goldene Sonnenschein, welcher die Eisriesen umspielte und mit tausend diamantenen Tropfen überglänzte, – die emporgeschleuderten Wasserstrahlen aus den Nüstern der Ungeheuer, und das stille, beinahe unbewegte Meer mit seinen zahllosen treibenden, größeren und kleineren Eisschollen. Man konnte begreifen, daß sich die Jagdlust aller dieser Männer bis zum Taumel steigerte.

In zehn Minuten stießen die Boote ab. Das des Kapitäns enthielt außer ihm selbst noch unseren jungen Freund und

drei Matrosen. In atemloser Eile ging es den blasenden Fischen entgegen.

Thomas Wright stand aufrecht mit der Harpune in der Hand. Sein rotes Haar schien phosphorisch zu leuchten, sein Auge glühte, seine Wangen von seemännischem Braun waren rotdurchschimmert. Eine starke, wilde Leidenschaftlichkeit sprach aus jeder Bewegung.

C. FALKENHORST

In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer

1887; 2. Aufl. 1887

Vorwort.

Der Held der nachstehenden Erzählung war vor Jahren einer meiner besten Schüler, den ich wegen seines geraden aufrichtigen Wesens stets lieb hatte.

Schon als er bei uns auf dem Gymnasium war, nannten ihn alle den »Zugvogel«; denn er mochte nicht, wie das seine Vorfahren seit altersher gethan, an der Scholle kleben, sondern trug sich immer mit weiten Reiseplänen. Die Kunde von den großartigen Entdeckungen, welche Livingstone, Stanley, Nachtigal, Schweinfurth und andere in den letzten Jahren gemacht hatten, erweckte in ihm ein unbezähmbares Verlangen, in die weite Welt hinauszuziehen und jene Wunderländer, von denen er so viel gelesen, mit eigenen Augen zu schauen.

Nachdem er mit dem besten Zeugnis das Maturitätsexamen bestanden hatte, wußte er von seinem Vater die Erlaubnis zu erwirken, daß er als Handelslehrling in ein großes Hamburger Haus, welches nach allen Weltteilen Schiffe aus-

sandte, eintrat. Mit Zustimmung seiner Eltern unternahm er im Jahre 1880 seine erste Reise nach Afrika, von der er mir später so viel Interessantes berichtete, daß ich beschlossen habe, die Erlebnisse meines jungen Freundes, welcher damals etwa 19 Jahre alt war, niederzuschreiben und zur Belehrung der Jugend der Öffentlichkeit zu übergeben.

[...]

[15] Als Zugvogel am Morgen eines der ersten Dezembertage erwachte, überraschte ihn ein überwältigender Anblick. Eines der großartigsten Panoramen der Erde lag vor ihm ausgebreitet: auf der einen Seite stieg aus dem Meere der herrliche und schön geformte Pic von Fernando Po, auf der andern ragten, mit üppigem Grün bekleidet, die vulkanischen Gebirge von Kamerun empor, über deren gewaltiger Kette die kahlen Spitzen des »Götterberges« thronen. So war der junge Reisende am Ziel angelangt, und bald lief das Schiff in die Mündung des Kamerunflusses ein, die eine so starke Ausdehnung besitzt, daß man sie eher für einen Meeresarm als einen Strom halten möchte. Kein Wunder, denn nicht allein der Kamerunfluß vereinigt hier seine Fluten mit den Wogen des Oceans, noch vier andere große Ströme feiern an dieser Stelle ihre Vermählung: der Mungo, der Lungasi, der Edea und der Moanja, und viele andere kleinere Flüsse und vom Gebirge herabrieselnde Bäche ergießen ihre Wasser in den breiten Kanal. Und mit den Wogen des Süßwassers ringt hier die Salzflut; meilenweit erstreckt sich der Einfluß ihrer Ebbe und Flut; meilenweit entsendet sie ihr eigentümliche Tierarten in das Bett des Flusses, sodaß derselbe noch bei den von der eigentlichen Mündung weit entfernten Negerdörfern von zahlreichen Meeresquallen zeitweise im phosphoreszierenden Glanze schimmert. Großartig wird der Anblick dieses Kampfes, wenn am Ende der Regenzeit die Wasser schwellen; dann treibt auch der siegreiche Fluß entwurzelte Bäume und Leichname von Tieren und Menschen zu Thal.

[16] Auf dem Grenzgebiete dieses Kampfes giebt es weder Wasser noch Land; die Elemente schufen hier ein merkwürdiges Mittelding zwischen beiden, das aus Hunderten kleiner Inseln besteht, auf denen dichtes Mangrovegehölz wuchert und die zur Flutzeit oft im Wasser verschwinden. In langen Linien umrahmen die Mangrovesümpfe die Mündung und wachsen bald an beiden Ufern zu Wäldern heran, welche durch ihr monotones blasses Grün an unsere Weiden erinnern. Nur streben hier die schlanken Stämme, die ein eisenhartes Holz liefern, zu beträchtlicherer Höhe empor. Rudert man an jene Sumpfwälder heran, so erblickt man staunend eine eigenartige Pflanzenwelt, ein dichtes Gewirr von Wurzeln, Ästen und Stämmen, in welchem selbst der im Baumklettern gewandte Wilde nicht weit vordringen kann, und in dem unten nur Meeresbewohner ungestört hausen, oben aber nur Vögel nisten und Affenbanden ihr Unwesen treiben können.

[...]

[46] Es war die Zeit des Vollmondes, in welcher die Dualla zu Ehren des Gottes »Elung«, der das böse Prinzip darstellt, nächtliche Feste abhalten.

Die Hauptceremonie, zu welcher die Weißen nur ungenugelassen werden, war schon in der vorhergehenden Nacht vollzogen worden. Nach verbürgten Erzählungen einiger Forschungsreisenden pflegt sie in folgender Weise zu verlaufen.

Zunächst werden unter großem Geschrei Weiber und Kinder in die Häuser gejagt, deren Thüren hierauf sorgfältig verriegelt werden; denn nach dem Glauben der Dualla dürfen weder Weiber noch junge Leute den »Elung« sehen, ohne tödlich zu erkranken.

Hat man sich auf diese Weise der unnötigen Zeugen erledigt, so ziehen die Männer auf den Fest- oder Jujuplatz, der vor dem Dorfe liegt und eingezäunt ist. Hier wird ein Loch in die Erde gegraben und unter allerlei Zaubersprüchen werden Kräuter und Früchte in dasselbe gethan und wieder

mit Erde zugedeckt. Dann trinkt die Versammlung Palmwein und spuckt auf die frisch zugedeckte Stelle, in die man einen Bananensproß einsetzt. Zum Schluß wird ein Huhn geschlachtet, mit dessen Blut man den Bananensproß begießt, und wiederum Palmwein getrunken.

Der Sinn dieser Ceremonie ist bis jetzt nicht enträtselt worden.

Am nächstfolgenden Tage aber beginnt das eigentliche Volksfest, an dem Weiber und Kinder eine hervorragende Rolle spielen und an dem sich heute auch die Weißen der »Anna-Marie« beteiligten.

[47] Die Festfreude aller Völker äußert sich vornehmlich in Gesang, Musik und Tanz. Bei Völkern auf niedriger Kulturstufe nimmt der Tanz die wichtigste Stelle in jeder Festlichkeit ein und entwickelt sich zu dem, was wir bei uns Ballett nennen, zu einer pantomimischen Darstellung einer bestimmten Handlung.

Eingeborene einiger Südseeinseln legen zu diesem Zwecke bunte Masken an, schmücken sich mit Blumenkränzen und führen Tänze auf, die Szenen aus dem Leben verschiedener Tiere und Vögel, z. B. des Känguruh und des Pelikans, darstellen. Auch unter den Völkern Westafrikas gelangt hier und dort die Tanzkunst zu hoher Vollkommenheit. Berühmt sind namentlich die Ballettkünste, welche die Amazonen des Schreckensreiches Dahome zum besten geben und durch die namentlich kriegerische Szenen dargestellt werden.

In dieser Hinsicht sind die Dualla im Vergleich zu andern Naturvölkern wahre Stümper, und auch bei diesem Jujufeste war ihr Gebahren nichts weniger als interessant. Ein mächtiges Feuer loderte in der Mitte der Umzäunung; ringsherum saßen, Tabak rauchend und Palmwein trinkend, die Männer, während die Weiber im gleichmäßigen Takte Rundgänge machten oder auch Solotänze aufführten, die in sonderbaren Fußverdrehungen und Körperstellungen bestanden. Dazwischen lärmten unaufhörlich die Trommeln

und tönte der Gesang oder vielmehr das Geheul der Zuschauer.

Die Festnacht in Kamerun hatte wenig Verlockendes.

[51] Am Kaffeetisch der »Anna-Marie« wurde heute lebhaft debattiert. Dr. Reinhold rüstete zu einer Expedition. Er wollte, um das Leben der Tiere kennen zu lernen, auf einige Wochen in den Urwald ziehen, dort eine Jagdhütte errichten und dann seinen Lieblingswunsch erfüllen, die Spitze des Kamerunberges besteigen. [. . .]

[52] Man reist in Westafrika anders als in Europa. Im »dunklen Weltteil« giebt es keine Straßen in unserm Sinne des Wortes, nur schmale Pfade führen über Berg und Thal. Keine Brücken führen über die Ströme, der Neger verfügt weder über Zug- noch Lasttiere und kennt keine Wagen. Alle Lasten trägt der Mensch selbst, die weitesten Strecken legt er zu Fuß zurück, und nur der vornehme Reisende läßt sich in einer Hängematte tragen.

Wer aber Forschungsreisen unternimmt, verzichtet auch auf diesen Luxus; er muß in diesen Gebieten ein tüchtiger Fußgänger sein, und mancher von den berühmten Forschern mußte barfuß hunderte von Meilen zurücklegen, bis er das erwünschte Ziel erreichte.

In Europa stecken wir Geld in die Tasche, wenn wir auf Reisen gehen, und brauchen, wenn wir viel Banknoten bei uns führen, kein Gepäck mit uns herumzuschleppen. In Westafrika hat Geld gar keinen Wert. Hier, wo überall der Tauschhandel herrscht, muß der Reisende Waren mit sich führen, mit welchen er sich freien Durchgang erkaufte, mit welchen er seine Leute bezahlt und für seine Karawane Lebensmittel einkauft, ja Westafrika ist sogar an Nahrungsmitteln so arm, daß selbst von diesen ein gewisser Vorrat mitgenommen werden muß.

Darum rüstet auch hier der Weiße, wenn er auf Reisen geht, eine ganze Karawane aus. Baumwolltücher, Messingbecken, Glasperlen, Eisenwaren, selbst Pulver und Gewehre und auch Rum werden in Ballen zu 60–80 Pfund verpackt und

unter die Träger verteilt. Große Forscher traten ihre Entdeckungsreisen mit Hunderten von Trägern an. Für die kleine Expedition Reinholds genügte eine Anzahl von etwa zwanzig Krunegern, die bis zum Bestimmungs-orte die Vorräte hintragen und dann heimkehren sollten, während in der Urwaldstation nur Dr. Reinhold, Zugvogel und Jan Cuny mit fünf Krujungen dauernd zu bleiben beabsichtigten.

FRIEDRICH J. PAJECEN

Bob der Fallensteller

1890, 9. Aufl. 1914

[5] Vom dreiundvierzigsten Grad nördlicher Breite bis weit nach Norden hin erstrecken sich im Territorium Wyoming die steilen Bighorn Mountains. Wild sind die Bergformen von Süden nach Norden durcheinandergeworfen; überall sieht man zerrissenes Gestein, Schluchten, senkrecht abfallende Felswände, schmale Täler, durch die hier und dort in vielen Krümmungen ein kleiner Fluß braust, an dessen Ufern Gestrüpp und in den tiefer gelegenen Gegenden langes Präriegras wuchert. [. .]

So kahl aber auch die Natur diese Berge ausgestattet hat, die Felsmassen in ihrem seltsamen und riesenhaften Bau ersetzen in ihrer erhabenen Wirkung alles, was den Menschen auf unserer nordischen Ebene im saftigen Frühlingssgrün wie in des Herbstes bunter Herrlichkeit ergötzt, und was uns in den Tropen beim Anblick der Fülle organischen Lebens entzückt.

Inmitten dieser großartigen, gewaltigen Naturgebilde steht der Mensch voll staunender Bewunderung; sein Auge ver-

mag nicht auf einmal die Größen um sich her zu messen; überwältigend wirkt auf ihn die Natur in ihrer von Menschen unbezwungenen Wildheit.

[. .]

[36] Mit Vergnügen hatte Bob gehört, wie nahe der Hütte sich die Indianer befänden. Täglich schaute er bisher vergeblich nach ihnen aus. Er hegte den sehnlichsten Wunsch, diese Menschen zu sehen, von deren Heldentaten ihm die Bücher, welche er sich in der Heimat von seinen Freunden geliehen hatte, so viel Spannendes erzählten. Jetzt sollte er also wirklich in ein Lager der Indianer geführt werden. Eine größere Freude hätten die Brüder ihm gar nicht machen können, und laut äußerte sich dieselbe durch frohe Lieder, welche er aus voller Kehle erschallen ließ.

Der Knabe fühlte sich ungemein glücklich in seiner neuen Tätigkeit. Für ihn gab es kein schöneres Leben als das, welches er jetzt führte. An die kalte, nasse Beschäftigung in dem eisigen Wasser gewöhnte man sich bald. Welches Vergnügen aber bereitete die Arbeit, wenn sie lohnend war, wenn die Biber in der Falle zappelten, und ein Fell nach dem anderen beiseite gelegt werden konnte. – Und nach getaner Arbeit wurden mit der Büchse auf dem Rücken die herrlichen Berge durchstreift, um ein Wild zu erlegen, an welchem die Gegend so überaus reich war. Vor wonnigem Entzücken vermochte Bob dann oft nicht zu schießen, wenn die Tiere plötzlich in einer Vertiefung oder hinter einem Felsen vor ihm auftauchten und ihn verwundert und ohne Scheu mit ihren großen Augen anstarrten, als sähen sie zum ersten Male einen Menschen. Erst wenn sie sich endlich doch zur Flucht wandten, erinnerte sich der Knabe, daß die Trapper in der Hütte auf eine Zufuhr ihrer Hauptnahrung warteten. Dann erhob er die Büchse zum Anschlag, rasch nahm er sein Ziel, der Schuß krachte, zwischen den hohen Felswänden pflanzte sich der Widerhall rollend von Berg zu Berg, einem Donner gleich, fort, und getroffen sank das Wild zur Erde. – Mit geschickter Hand wurde es ausgewei-

det, und die Hinterbeine auf der Schulter, schleifte Bob die Beute hinter sich her bis nach der Hütte, wo die Trapper den tüchtigen Jäger mit Lob und Dank empfangen. – Und abends, wenn die drei am Lagerfeuer saßen, erzählten die Brüder von ihren Er-[37]lebnissen und glücklich überstandenen Gefahren aus längst vergangenen Jahren, bis die Zeit mahnte, das Lager aufzusuchen, um mit der aufsteigenden Sonne, wieder frisch gestärkt, das Tagewerk zu beginnen.

Gab es wohl ein schöneres Leben? – So fragte der Knabe sich oft. Er konnte es sich nicht herrlicher ausdenken, und sein sehnlischer Wunsch war, daß es ewig so bleiben möchte.

[. . .]

[40] Als alle gesättigt waren, was bei den Indianern, die gierig, als hätten sie tagelang nichts genossen, das Fleisch hinabwürgten, eine geraume Zeit in Anspruch nahm, ging man vor die Hütte. Dort bat der Knabe Charley, ihn auf einem Gang durch das Lager zu begleiten. – Langsam wanderten die beiden zwischen den Wigwams hindurch bis an den Bach.

Mehrere Frauen waren hier mit der Bearbeitung von Büffelellen beschäftigt, welche man mit den Haaren nach unten durch Pflöcke auf der Erde ausgespannt hatte. Tief darüber gebeugt, kratzten und schabten die Weiber mit einem Stück abgebrochener Säge oder einem Messer die Haut, um dieselbe so nach und nach geschmeidig zu machen.

»Die haben sich auch eine lange Zeit nicht gewaschen«, meinte Bob, nachdem er den Frauen neugierig eine Weile zugesehen hatte.

»Waschen?« lachte Charley. »Diesen Luxus kennt der Indianer überhaupt nicht. Wasser ist ihm ein Greuel! Wenn der Regen ihn [41] nicht durchnäßt, oder wenn er im Sommer nicht gezwungen wird, auf seinem Pferde einen Fluß zu durchschwimmen, berührt Wasser seine Haut niemals.«

»Das ist ja abscheulich!« rief der Knabe entrüstet.

»Sieh nur die Weiber«, fuhr der Trapper ruhig fort und

zeigte auf die Frauen, deren Hände fortwährend hier und dort an ihrem Körper beschäftigt waren. »Wirst dir unter solchen Umständen wohl denken können, daß allerlei lebende Wesen sich unter dem Zeuge einquartiert haben.«
Bob schüttelte sich vor Ekel und wandte sich ab.

[. . .]

[42] Bob ging noch einmal durch das Dorf. – Jetzt betrachtete er alles mit ganz anderen Augen als bei seiner Ankunft. Die Niederlassung mit ihren grauen, zum Teil von dem in ihrem Innern sich ansammelnden Rauch geschwärzten Hütten zwischen den schneebedeckten Bergen, welche wie flimmerndes Silber in der Sonne erglänzten, wollte ihm gar nicht mehr gefallen, und für die trägen, schmutzigen Menschen, von denen seine Einbildung sich ein von der Wirklichkeit so ganz verschiedenes Bild ausgemalt, hatte er alle Teilnahme verloren.

[. . .]

[97] Zwischen den Steinblöcken hervor trat jetzt ein Mann, nachdem er eine längere Zeit dort umherspähend gestanden hatte. Hinter sich her zog er vier Gäule, von denen einer Sattel und Decken trug, während die anderen drei mit allerlei eingeschnürten Bündeln beladen waren. Behutsam kam er, die Büchse in der Linken, näher.

[. . .]

[100] »Tex nennt man mich, weil ich einige Jahre in Texas war, bevor ich hier in das Land kam. Das Old habe ich meinem früh ergrauten Haare zu verdanken. Geboren bin ich in Österreich als der Sohn reicher Eltern. – Eins fehlte mir in der Jugend, Prügel, dann wäre ich wahrscheinlich nicht der Taugenichts geworden, der ich wurde. – Die Schule besuchte ich wenig. Ich war zu faul. Lieber lief ich in den Wald oder auf das Feld hinaus. Am liebsten aber saß ich dort und las Geschichten, Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Die verdrehten meinen von dummen Streichen hinreichend angefüllten Kopf gänzlich. – Eines Tages war ich auf und davon, nachdem ich vorher die Kasse meines Vaters um eine

beträchtliche Anzahl Gulden erleichtert hatte. – Ich kam nach New York und von da nach Texas. Abenteuer suchte ich!« Old Tex wiegte bedächtig das Haupt von einer Seite zur anderen. »Ich habe genügend davon erlebt, aber keine Freude, sondern allein Kummer und Sorge brachten sie mir. [...]«

[102] Stumm und scheu ritt er weiter. Er blieb auch wortkarg während der übrigen Reise. Es schien, als bereue er es, dem Knaben seine Vergangenheit offenbart zu haben.

Sie aber gab Bob viel zu denken. War er nicht, wie einst jener Mann, vom Vaterhause fortgelaufen! War auch die Ursache bei ihm eine andere, so hatte er sich doch ebenfalls einen Aufenthalt erwählt, wo rohe, unwirtliche Verhältnisse ihn umgaben. – Solange er bei seinen Freunden weilte, war ihm der Gedanke daran wenig gekommen. Nur als er damals nach der langen Zeit der Einsamkeit plötzlich in Fort Reno das geschäftige Treiben vor sich gesehen und nachher in dem wohnlichen Gemache des Kommandanten das Bild seiner Heimat erblickt, hatte ihn ein eigentümliches Gefühl erfaßt. Jetzt wußte er auf einmal, daß es ein Verlangen nach einem Dasein unter Menschen gewesen war, denen der Segen ihrer Arbeit in der heiligen Ordnung unter dem Schutze der Gesetze zuteil wird. – Wie ganz anders hatte er sich einst das freie, ungebundene Leben hier im Lande gedacht! – Freiheit herrschte wohl, doch sie wurde von den Menschen durch die rohe Gewalt allein, unbekümmert um das Verderben der Mitmenschen, erkaufte.

Leise schlich sich dem Knaben das Heimweh in das Herz. Nicht nach seinem väterlichen Hause wünschte er sich zurück, nur nach einem friedlichen, sicheren Dasein voll segenspendender Arbeit zog es ihn mit wachsender Sehnsucht, wie es daheim die Menschen führten in seinem Vaterlande an den geschäftig belebten Ufern des Missouristromes.

[...]

[157] »Was habt Ihr mit dem Gerichtsbeamten Davis Gabert

in Omaha gemein? Ist Euch derselbe verwandt? Sprecht die Wahrheit!«

Bob wurde kreidebleich. »Er ist mein Vater«, erwiderte er kaum hörbar.

»Euer Vater? – Nein nein! Das ist unmöglich! Der Mann hat niemals einen Sohn besessen!« rief der Kommandant heftig. »Befand sich außer Euch ein Knabe von Euerm Alter im Hause, der sich Reinfels nannte wie ich?«

»Nein! Ich war stets allein«, entgegnete Bob mit wachsender Verwunderung. Er vermochte sich die Aufregung des Hauptmanns nicht zu erklären, und doch war ihm so wunderbar zumute, als könne der nächste Augenblick ihm eine ganze Zukunft enthüllen.

»Tragt Ihr an der linken Seite Euers Körpers unter dem Herzen ein braunes Mal von der Größe einer Büchsenkugel?« fragte Reinfels mit atemloser Spannung.

»Ja! Von wem könnt Ihr das wissen?« stotterte der Knabe, und unwillkürlich legte er die Hand auf die Stelle, wo sich das Mal befand.

Der Hauptmann wankte. – Bob sprang hinzu, um ihn zu stützen. Da legten sich des Mannes Arme um seinen Hals.

»Nicht Bob Gabert heißt Ihr«, jubelte der Kommandant auf. »Robert Reinfels ist dein Name. Du bist mein geliebter Sohn, von [158] dem ich mich so lange trennen mußte. – O der Schändliche! Dieser Mensch vermochte mir in den zwei Jahren, seitdem du von ihm fort bist, die günstigsten Berichte von dir zu senden, nur um den schönsten Gewinn weiter einzuziehen. – Hättest du mir doch damals deinen Namen genannt, als du mir zum ersten Male begegnetest. Dann wäre dir, mein Sohn, manche trübe Stunde erspart geblieben. – Und doch, ist es nicht, als hätte es so werden sollen? Vielleicht lebte ich nicht mehr, wärest du nicht in die Lage gekommen, Fort Phil. Kearny mit seinen Menschen vor dem vollständigen Verderben zu retten. – Zürnst du mir, daß ich dich so lange fern von mir hielt? Jetzt willst du

vielleicht gar nichts von mir wissen? Du sprichst kein Wort zu mir«, rief der Hauptmann scherzend im Übermaß seiner Freude, und doch lag ein besorgter Ton in seiner Stimme.

»Vater! Mein Vater! Ja, ist es denn möglich?« stammelte Bob. Schluchzend warf er sich an Reinfels' Brust. »Ich vermag mich noch nicht in mein Glück zu finden. – Laßt mir Zeit! Meine Gedanken wirbeln mir wüst durcheinander. Alles stürmte so plötzlich auf mich ein. Ist es denn kein Traum, der meine Sinne umfängen hält? – Vater, mein Vater!«

[...]

[162] Im Staate Dakota nimmt ein kleiner Strom, der Heart River, seinen Lauf von Westen nach Osten. Langsam wälzen sich seine klaren Fluten bis zum Missouri, in den sie sich bei Bismarck ergießen.

Etwa zwanzig Meilen von dieser immer mehr erblühenden und an Einwohnerzahl wachsenden Stadt entfernt liegen in der Nähe der zum Teil bewaldeten Ufer des Heart River fünf Blockhäuser. Eines derselben ist im Schweizer Stil auf einer Anhöhe erbaut und blickt weit hinweg über die sich in das Land hinein erstreckenden, hier und dort von Wald begrenzten Mais- und Kornfelder, auf denen die Saat in üppiger Fülle emporschießt.

[...]

[163] Jetzt öffnet sich die große Eingangstür unter dem Balkon des Hauses. Ein schlanker, kräftig gebauter Jüngling von etwa vierundzwanzig Jahren tritt daraus hervor. Auf dem blondlockigen Haupte sitzt ein gelber Strohhut, unter dessen breitem Rande ein Paar blaue Augen lustig umherschaut. Ein schwarzes Tuch ist nachlässig um den Hals geschlungen, und eine graue Joppe schließt sich eng an den Oberkörper. Auf dem hübschen Gesichte, in welchem ein blonder, voller Schnurrbart keck nach den Seiten gestrichen ist, erscheint ein freundliches Lächeln, als der junge Mann den Alten bemerkt, der soeben ein blinkendes Rad prüfend vor sich hält.

[...]

[164] »Sage mir nur, mein Junge, was wollt ihr mit dem vielen Lande beginnen?« rief der Alte kopfschüttelnd. Er legte eine Stange beiseite, deren Reinigung zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, und rieb sich die fettigen Hände an seinem Lederhemde ab. »Du ziehst hierher und kaufst eine unabsehbare Landstrecke. Dein Vater, dem die Wunde später mehr zu schaffen machte, als anzunehmen war, nimmt seinen Abschied, kommt zu dir und kauft noch etwa einmal so viel. Unser Geld steckst du ebenfalls in Land; und nun genügt dir das alles noch nicht! Mit deinen zehn Knechten vermagst du doch unmöglich die weiten Strecken urbar zu machen? Bedenke doch, Bob! Vor wenigen Jahren ritten die Indianer hier noch auf der Büffeljagd umher. Wie viel gehört dazu, um Felder herzustellen, wo Wälder stehen und Präriegras wächst!«

Der Jüngling schaute lächelnd auf seinen besorgten Freund. »Von heute zu morgen läßt sich das nicht bewältigen; aber es ist wohl mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß nördlich von hier die bereits im Bau begriffene Bahn vorbeiführen wird. Gedulde dich noch wenige Jahre, [165] dann ist unser Land das Zehnfache wert, und hier liegen nicht mehr fünf Häuser, sondern fünfzig und noch mehr, ein kleiner Flecken. Will man eine Stadt gründen, muß man mit Ausdauer, langsam, aber sicher beginnen und sich keine Mühe verdrießen lassen.«

Sprachlos blickte Charley den Jüngling eine Weile an; dann rief er im höchsten Erstaunen: »Eine Stadt sagst du? Eine richtige Stadt mit Straßen, steinernen Häusern, Beer-Saloons und dergleichen?«

»Allerdings!« erwiderte Bob, während er sich schmunzelnd die Spitzen seines Schnurrbartes drehte. »Anstatt der Bier- und Whiskyhäuser möchte ich hier jedoch lieber Fabriken sehen. Meine Pläne gehen sehr weit, alter Freund; doch, wie gesagt, langsam aber sicher muß alles gemacht werden.«

[...]

[172] Die Eingangstür des Hauses führte in eine große Vor-

halle, um die im ersten Stock eine Galerie lief. Überall hingen an den Wänden Reh- und Hirschgeweihe, Wolfs- und Bärenfelle, und dem Eingange gegenüber war ein mächtiger Büffelkopf befestigt, der mit seinen gläsernen Augen ungemain natürlich von da oben herabsah. – In der Mitte des Raumes stand, von mehreren Kerzen beleuchtet, eine lange, gedeckte Tafel, an der Reinfels, Jim, Belford, Bill und zehn Männer Platz genommen hatten, welche als Arbeiter auf dem Besitztum beschäftigt waren.

[...]

[174] »Der Biber erinnert mich wieder lebhaft an die Vergangenheit, an unser Leben in den wilden Bergen«, sagte Bill und schaute vor sich hin, »Es war doch eine schöne Zeit! Frei wie der Vogel in der Luft durch das weite, herrliche Land zu jagen; heute hier, morgen dort; ohne Ziel weiter und immer weiter zu ziehen über Berg und Tal mit dem königlichen Bewußtsein: so weit der Blick reicht, gehört alles dir, und wer dir nicht gutwillig weicht, weicht deiner Gewalt. Dort in der Wildnis bildet sich die ungeknickte Menschennatur heraus, und selbstvertrauend auf seine Kraft erkennt der Mann mit sicherem Auge den Weg, welchen er einzuschlagen hat! – Auch Ihr, Bob, habt dieses göttliche Leben genossen. Ihr habt ebenfalls Eurer eigenen Kraft vertraut, als Ihr die Arapahoes zum Siege führtet. Zwar waret Ihr damals nur ein Knabe noch, aber schon brach sich die Natur in Euch Bahn, und mit sicherem Auge er-[175]kanntet auch Ihr den Weg. – Euer Wohl! Ich trinke auf den Bob der vergangenen Zeit. Dieses Glas gilt Bob dem Fallensteller!«

Die Männer verließen ihre Sitze und stießen mit dem Jüngling an. Laut erklangen die Gläser.

[...]

Jetzt erhob sich Hauptmann Reinfels. »Werte Männer!« begann er mit seiner klaren, vollen Stimme. »Meinem Sohne ist heute ein neues Ziel eröffnet. Die ersten Bewohner einer künftigen Ortschaft sind hier angelangt, und nun

heißt es, mit aller Kraft an das Werk gehen, um ihnen eine neue Heimat zu schaffen, in welcher sie sich glücklich fühlen und vergessen lernen, daß sie fern von der alten Heimat weilen. – Wohl erkenne ich an, daß ein Leben, wie es uns Bill soeben entworfen hat, einen ganzen Mann erfordert und auch zu bilden vermag. In diesem Leben außerhalb der Gesellschaft aber liegt gewiß der Beruf des Menschen nicht. Seine höchste Aufgabe ist und bleibt es, als dienendes Glied der Gesamtheit zum Wohle seiner Brüder zu wirken und mit Verzicht auf einen Teil seiner natürlichen Neigungen sich einzufügen in die Arbeit des öffentlichen Lebens. – Darin wird auch mein Sohn seinen Segen suchen und finden, und darum möchte ich mein Glas leeren mit dem Wahlspruch: Es lebe, wirke und schaffe Bob der Bürger, der Städtegründer!«

Der gute Kamerad.

Spemanns Illustrierte Knabenzeitung

1886 ff.

Der Schatz im Silbersee.

Von Karl May.

[5. Jg., 1891; Nr. 11, 144] Die Rollingprairie lag im Mittagssonnenglanze. Hügel auf Hügel, mit dichtem Grase, dessen Halme sich im leisen Winde bewegten, bewachsen, glich sie einem Smaragdsee, dessen Wellen plötzlich erstarren mußten. Eine dieser festgewordenen Wogen glich in Beziehung auf Länge, Gestalt und Höhe der andern, und wenn man aus einem der Wellenthäler in das andre kam, hätte man das letztere mit dem ersteren verwechseln können. Nichts, gar nichts rundum als Wellenhügel, so weit der Horizont

reichte. Wer sich hier nicht nach dem Kompaß oder dem Stande der Sonne richtete, der mußte sich verirren, wie der Laie im kleinen Boote sich auf der weiten See verirrt. In dieser grünen Einöde schien es kein Lebewesen zu geben; nur droben, hoch in den Lüften, zogen zwei schwarze Hühnergeier, scheinbar ohne die Flügel zu bewegen, ihre Kreise. Sollten sie wirklich die einzigen Geschöpfe sein, die es hier gab? Nein, denn soeben läßt sich ein [145] kräftiges Schnauben vernehmen, und hinter einem der Wellenberge kam ein Reiter hervor, und zwar ein höchst sonderbar ausgestatteter Reiter.

Der Mann war von gewöhnlicher Gestalt, weder zu groß noch zu klein, weder zu dick noch zu dünn, schien aber kräftig zu sein. Er trug lange Hose, Weste und kurze Jacke, welche Kleidungsstücke aus wasserdichtem Gummistoffe gefertigt waren. Auf dem Kopfe saß ein Korkhut mit Nackentuch, wie die englischen Offiziere in Ostindien und andern heißen Ländern zu tragen pflegen. Die Füße steckten in indianischen Mokassins.

Die Haltung dieses Mannes war diejenige eines geübten Reiters; sein Gesicht — ja, dieses Gesicht war eigentlich ein sehr sonderbares. Der Ausdruck desselben war geradezu dumm zu nennen, und zwar nicht etwa ausschließlich durch die Nase, welche zwei ganz verschiedene Seiten hatte. Auf der linken Seite war sie weiß und hatte die leicht gebogene Gestalt einer gewöhnlichen Adlernase; auf der rechten Gesichtseite war sie dick, wie geschwollen und von einer Farbe, welche man weder rot noch grün noch blau nennen konnte. Eingerahmt wurde dieses Gesicht von einem Kehlbarthe, dessen lange, dünne Haare vom Halse aus bis über das Kinn hervorstarren. Der Bart wurde gestützt durch zwei riesige Vatermörder, deren bläulicher Glanz verriet, daß der Reiter es in der Prairie vorzog, Gummiwäsche zu tragen.

[. . .]

Plötzlich blieb das Pferd stehen; es spitzte die Ohren, und der Reiter schreckte leicht zusammen, denn vor ihm, es war



5. Jahrgang. Spemanns Illustrierte Anaben-Zeitung. N. 1.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark — 2.25 M. A. B. — in Österreich nach Kurs zahl. Bismarck.

Der Schah im Silbersee

Von Carl May.

Verfasser von „Der Zigeuner-Clan“, „Die drei Mohlen“, „Die Schatzkammer“, „Die Schatzkammer“, „Die Schatzkammer“.

Auf dem Arkanos Meer.

Es war um die Wintertzeit eines küh-

len Junitags, als der „Dogfish“, einer der größten Vellagier- und Güterkram- ver- kehrer des Arkanos, mit seinen mühsamen Schiffsbesatzungen die Pläne des Arkanos besichtigte. Er hatte am frühen Morgen die kleine Nordsee verlassen und hatte nun halb vermuthungsvoll erwidert, um dort anzu- kommen, sah er die Vellagier- oder Güterkram- ver- kehrer.

Die große Schiffe hatte die besten finanzierten Reisenden in ihre Kajüten ausgepackten Eisenwand einen Deck- und- board erwidert lassen, auf welchem alle die Reisenden sitzen, und die meisten der Reisenden hatte

Vellagier-Logen hinter Rücken, Rücken und andere Gerätschaften, welche ihnen ein wenig Schatten gemahnen. Für diese Vellagier hatte der Kapitän unter einer



„Der kleine Schah, der einen Reiter“ auf dem Meer.

großen und kleinen Handen, deren scharfer Inhalt ebenfalls nicht für verdächtige Schuppen und Jungen berechnete war. Die

Reisenden schenkte sich der Kapitän nur mit geschlossenen Augen, von der Höhe erwidert, mit dem Kopf sidend. Klamm er einmal die Höhe hob, wend sich ein kleiner Mann über sein ein schattiges Meer über seine Lippen. Die Reisenden waren nicht ein Mann, der nicht von wohl unruhigen Menschen, welche vor dem Meer in einem Kiste auf dem Boden lagen und den Kapitän bedrängten. Die Reisenden hatten

So lange Zeit seit den Tagen der Welt, die alle mögen von dieser Welt. Die immer was Deiner wichtig ist hat immer'se Die Welt ist anders. Die Welt ist anders.

Die Welt ist anders.

nur nicht zu sehen, woher eigentlich, ließ sich eine scharfe, befehlende Stimme hören:

»Stop, keinen Schritt weiter, oder ich schieße! Wer seid Ihr, Master?«

Der Reiter blickte auf, vor sich, hinter sich, nach rechts und nach links; es war kein Mensch zu sehen. Er verzog keine Miene, zog den Deckel von der langen, rollenförmigen Blechkapsel, welche vorn quer über den Sattel hing, schüttelte ein Fernrohr heraus, schob die Glieder desselben auseinander, so daß es wohl fünf Fuß lang wurde, kniff das linke Auge zu; hielt das Rohr vor das rechte und richtete es gegen den Himmel, den er eine Weile ganz ernsthaft und angelegentlich beguckte, bis dieselbe Stimme sich lachend vernehmen ließ:

»Schiebt doch Eure Sternenröhre wieder zusammen! Ich sitze nicht auf dem Monde, der auch gar nicht zu sehen ist, sondern hier unten auf der alten Mutter Erde. Und nun sagt mir, woher Ihr kommt!«

[...]

[Nr. 12, 155] »Von Schloß Castlepool«, antwortete der Mann im Tone eines Schulknaben, welcher sich vor dem strengen Gesichte des Lehrers fürchtet.

»Das kenne ich nicht. Wo ist dieser Ort zu finden?«

»Auf der Landkarte von Schottland«, erklärte der Reiter, indem sein Gesicht fast noch dummer wurde als vorher.

»Gott segne Euren Verstand, Sir! Was geht mich Schottland an! Und wohin reitet Ihr?«

»Nach Kalkutta.«

»Mir auch unbekannt. Wo liegt denn dieser schöne Ort?«

»In Ostindien.«

»Lack-a-day! So wollt Ihr also an diesem sonnigen Nachmittage von Schottland aus über die Vereinigten Staaten nach Ostindien reiten?«

»Heute nicht ganz.«

»So! Würdet es wohl auch nicht leicht machen können. So seid Ihr wohl ein Englishman?«

»Yes.«

»Von welcher Profession?«

»Lord.«

[...]

Jetzt wurden auf der Höhe des nächsten Wellenhügels zwei Gestalten, welche dort im Grase gelegen hatten, sichtbar, eine lange und eine sehr kleine. Beide waren ganz gleich gekleidet, ganz in Leder wie echte, richtige Westmänner, selbst ihre breitkrämpigen Hüte waren von Leder. Die Gestalt des Langen stand steif wie ein Pfahl auf dem Hügel; der Kleine war buckelig und hatte eine Habichtsnase, deren Rücken fast so scharf wie ein Messer war. Auch ihre Gewehre waren von gleicher Größe und Konstruktion, alte, sehr lange Rifles. Der kleine Buckelige hatte das seinige mit dem Kolben auf die Erde gesetzt, und doch ragte die Mündung des Laufes noch um einige Zoll über seinen Hut hinaus.

[...]

Die Haltung und das Gesicht des Engländers hatte sich plötzlich außerordentlich verändert. Das waren nicht die dummen Züge von vorher, und aus den Augen blitzte eine Intelligenz, eine Energie, welche den beiden andern die Worte benahm.

»Meint ihr wirklich, daß ich verrückt bin?« fuhr er fort.

»Und haltet ihr mich wirklich für einen Menschen, vor welchem ihr euch gebärden könnt, als ob die Prairie nur euer Eigentum sei? Da irrt ihr euch. Bisher habt ihr mich gefragt, und ich antwortete euch. Nun aber will auch ich wissen, wen ich vor mir habe. Wie heißt ihr, und was seid ihr?«

[...]

»Unsre eigentlichen Namen können Euch nichts nützen. Mich nennt man den Humpy-Bill, weil ich leider buckelig bin, worüber ich aber noch lange nicht Lust habe, vor Gram zu sterben, und mein Kamerad hier ist nur als Gunstick-Uncle bekannt, weil er stets so steif in der Welt herumläuft, als ob er einen Ladestock verschluckt hätte. So, nun kennt Ihr uns und werdet uns auch über Euch die Wahrheit sagen, ohne dumme Witze zu machen.«

[158] »All right! Ihr habt euren Stolz, und das gefällt mir. Es kann hier nur von einem Honorare die Rede sein, dem ich, wenn ich mit euch zufrieden bin, eine Extragrattifikation zufüge. Ich bin hierher gekommen, um etwas zu erleben, um berühmte Jäger zu sehen, und mache euch also folgendes Anerbieten: Ich bezahle euch für jedes Abenteuer, welches wir erleben, fünfzig Dollar.«

[...]

[160] »Jetzt, Mylord, werdet Ihr wohl sehr bald die ersten fünfzig Dollar einzahlen müssen«, sagte Humpty zu dem Engländer, indem er sich wieder niederduckte.

»Wird es ein Abenteuer ergeben?«

»Sehr wahrscheinlich, denn der Häuptling blickte jedenfalls nach Feinden aus.«

»Ein Häuptling ist er?«

»Ja, ein tüchtiger Kerl, Osagenhäuptling.«

[...]

Nach kurzer Zeit begannen die Pferde zu schnauben, und gleich darauf sah man den Indianer kommen. Er befand sich in den besten Mannesjahren und trug die gewöhnliche indianische Lederkleidung, welche an einigen Stellen zerrissen und an andern mit frischem Blute befleckt war. Waffen hatte er keine. Auf jede seiner Wangen war eine Sonne tätowiert; an seinen beiden Handgelenken war die Haut aufgeschunden. Er mußte gebunden gewesen sein und die Fesseln gesprengt haben. Jedenfalls befand er sich auf der Flucht und wurde verfolgt.

[...]

[Nr. 13, 170] »Bist du so schlimmen Leuten begegnet?« erkundigte sich Humpty.

»Ja. Meine Brüder mögen ihre Gewehre bereit halten, denn diejenigen, welche mir nachjagen, können jeden Augenblick hier sein, obgleich ich sie nicht gesehen habe. Sie werden zu Pferde sitzen und ich mußte gehen; aber die Füße der »guten Sonne« sind so schnell und ausdauernd wie die Läufe des Hirsches, den kein Roß erreicht. Ich bin viele Bogen und

Kreise gegangen, auch habe ich mich oft rückwärts bewegt, mit den Fersen voran, um sie aufzuhalten und irre zu führen. Sie trachten nach meinem Leben.«

[...]

[173] Endlich blieb der Häuptling stehen und flüsterte:

»Meine Brüder mö-[174]gen lauschen. Ich habe die Stimmen der Tramps vernommen.«

[...]

[Nr. 14, 183] Kaum gesagt, huschte der Rote schon fort und war im nächsten Augenblicke verschwunden. Es war wohl über eine halbe Stunde vergangen, als er zurückkehrte. Sie hatten sein Kommen weder gesehen noch gehört; er tauchte plötzlich vor ihnen, wie aus der Erde, auf.

»Nun?« fragte Bill. »Was hast du uns zu melden?«

[...]

»Es brannten mehrere Feuer und der ganze Platz war [184] hell. Die Tramps hatten einen Kreis gebildet, in welchem ein Bleichgesicht mit roten Haaren stand und eine lange und sehr laute Rede hielt.«

»Wovon sprach er? Hast du ihn verstanden?«

[...]

[184] »Er sagte, der Reichtum sei ein Raub an den Armen und man müsse also den Reichen alles nehmen, was sie haben. Er behauptete, der Staat dürfe von dem Unterthan keine Steuern erheben und man müsse ihm also alles Geld, welches er in den Kassen habe, wieder wegnehmen. Er sagte, daß die Tramps alle Brüder seien und schnell sehr reich werden könnten, wenn sie seinen Vorschlägen folgen wollten.«

»Weiter! Was noch?«

»Ich habe nicht weiter auf seine Worte geachtet. Er sprach noch von der großen, vollen Kasse einer Eisenbahn, welche leer gemacht werden müsse. Dann aber habe ich nicht mehr auf seine Worte gehört, denn ich sah den Ort, an welchem sich meine roten Brüder befinden.«

[...]

[185] Das Feuer, an welchem die vier Anführer der Tramps saßen, war vielleicht zehn Schritte von dem Rande des Waldes entfernt. An dem letzteren standen die Bäume, an welche die Gefangenen in aufrechter Stellung an Händen und Füßen gebunden waren. Neben jedem Gefangenen saß oder lag ein bewaffneter Wächter. Der Englishman strengte seine Augen an, den Häuptling zu sehen, doch vergebens. Er sah nur, daß einer der Wächter, welcher gesessen hatte, sich jetzt umlegte und zwar mit einer so schnellen Bewegung, als ob er umgefallen sei. Auch die andern drei Wächter bewegten sich, einer nach dem andern, und sonderbarerweise so, daß ihre Köpfe in den Schatten der betreffenden Bäume zu liegen kamen. Dabei war kein Laut, nicht das leiseste Geräusch zu hören gewesen.

Es verging noch eine kleine Weile und dann sah der Lord plötzlich den Häuptling zwischen sich und Bill am Boden liegen.

»Nun, fertig?« fragte der letztere.

»Ja«, antwortete der Rote.

»Aber deine Osagen sind ja noch gefesselt!« flüsterte der Lord ihm zu.

»Nein; sie sind nur stehen geblieben, bis ich mit euch gesprochen habe. Mein Messer traf die Wächter mitten in das Herz, und dann habe ich ihnen die Skalps genommen. Jetzt schleiche ich mich wieder hin, um mit meinen roten Brüdern zu den Pferden zu gehen, bei denen sich auch die unsrigen noch befinden. Da alles so gut gegangen ist, werden wir nicht fortgehen, ohne unsre Pferde zu holen.«

[...]

Der Lord fixierte die Gefangenen; sie lehnten steif aufgerichtet an ihren Bäumen, dann waren sie in einem Nu fort, wie in die Erde hinein verschwunden.

»Wonderful!« flüsterte er dem Buckeligen begeistert zu.

»Ganz, wie man es in Romanen gelesen hat!«

[...]

GUSTAV FRENSSSEN

*Peter Moors Fahrt nach Südwest.
Ein Feldzugsbericht.*

1906; 1909

[1] Als ich ein kleiner Junge war, wollte ich Kutscher oder Briefträger werden; das gefiel meiner Mutter sehr. Als ich ein großer Junge war, wollte ich nach Amerika; da schalt sie mich. So um die Zeit, als die Schuljahre zu Ende gingen, sagte ich eines Tages, ich möchte am liebsten Seemann werden; da fing sie an zu weinen. Meine drei kleinen Schwestern weinten auch.

Aber am Tage nach meiner Schulentlassung stand ich, ehe ich recht bedachte, was mit mir geschah, in meines Vaters Werkstatt am Amboß, und unser Geselle, der aus Sachsen zugewandert war und schon lange Zeit bei Vater arbeitete, sagte: »Siehst Du – da stehst Du! Und da bleibst Du stehn, bis Du grau wirst«, und lachte. Da wir gerade eine gute Arbeit hatten, nämlich vor einem schönen Neubau an der Breiten Straße Tor und Gitter machten, gab ich mich zufrieden und blieb also die [2] drei Jahre in der Werkstatt meines Vaters und arbeitete mit ihm und dem Gesellen und ging abends in die Gewerbeschule. Ich bekam zweimal einen ersten Preis.

Im zweiten Jahr meiner Lehrzeit, in meinem siebzehnten Lebensjahr, traf ich auf der Straße Heinrich Gehlsen, den Sohn vom Lehrer Gehlsen, der früher bei uns angestellt war und jetzt Hauptlehrer in Hamburg ist, mit dem ich als Junge zuweilen gespielt hatte. Er war einige Jahre älter als ich und war nun Student in Kiel. Während wir zusammen die Breitenburger Straße hinunter gingen, erzählte er mir, daß er im Herbst 1903 als Einjähriger beim Seebataillon eintreten wolle. Ich fragte: »Warum willst Du gerade da eintreten?« Er sagte: »Es ist eine feine Truppe. Und dann ist es

möglich, daß man einmal auf Reichskosten übersee kommt. Denn wenn in irgendeiner unserer Kolonien ein Aufstand ausbricht, oder sonst in der weiten Welt was los ist, kommt zu allererst das Seebataillon unterwegs.« Ich sagte nichts weiter dazu; aber ich dachte in meinem Sinn, daß ich später auch zum Seebataillon gehen könnte. Ich war schon einige Male in Kiel gewesen; und ich mochte auch die Uniform wohl leiden. Auch gefiel mir, was er von Übersee gesagt hatte. Ich wußte aber damals noch nicht, wie ich das Ding anfassan sollte.

[3] Aber im nächsten Jahr erfuhr ich eines Tages von einem älteren Schulkameraden, der in Kiel bei den Fünfundachtzigern diente, daß das Seebataillon Dreijährig-Freiwillige annähme. Da fragte ich am selben Abend meinen Vater, als ich beim Aufräumen war und er mit seiner halblangen Pfeife durch die Werkstatt ging, um ein wenig die Straße entlang zu sehen, wie er abends zu tun pflegte: ob ich mich melden solle. Ihm gefiel das wohl; denn er hatte es bei den Einunddreißigern in Altona bis zum Unteroffizier gebracht. Er sagte also nichts weiter als: »Deine Mutter wird vor dem Wort »See« bange werden.«

[...]

[5] Ich war gerne Soldat, besonders nachdem wir die Ausbildung hinter uns hatten. Wir hatten lauter ordentliche Leute auf der Stube, und der Unteroffizier, der ein Schleswiger war, war nur dann ungemütlich, wenn einer faul oder dreckig war. Den Leutnant taxierten wir damals nicht richtig. Wir meinten, er wäre für einen Offizier zu zart. Aber nachher haben wir erkannt, daß er ein Held war.

Am Anfang meines zweiten Dienstjahres, in den Weihnachtstagen 1903, war ich auf Urlaub bei meinen Eltern in Itzehoe und tanzte am zweiten Weihnachtstage auf dem Ball mit Maria Genthien.

[...]

Als wir zum drittenmal miteinander tanzten, lachten wir uns an und sagten beide zu gleicher Zeit: »Das geht schön!«

Wir dachten [6] aber mit keinem Gedanken daran, daß es eine ernste Sache werden könnte. Am Tage nach Neujahr ging ich wieder nach Kiel in den Dienst.

Vierzehn Tage später, am Abend des 14. Januar, ging ich mit Behrens und einem andern Kameraden durch die Dänische Straße; da kam Gehlsen uns entgegen, der nun wirklich als Einjähriger diente und bei meiner Kompanie stand, und sagte zu mir: »Hast Du schon gelesen?« Ich sagte: »Was denn?« Er sagte: »In Südwestafrika haben die Schwarzen feige und hinterrücks alle Farmer ermordet, samt Frauen und Kindern.« Ich weiß ganz gut in der Erdkunde Bescheid; aber ich war erst doch ganz verwirrt und sagte: »Sind diese Ermordeten deutsche Menschen?« »Natürlich«, sagte er: »Schlesier und Bayern und aus allen andern deutschen Stämmen, und auch drei oder vier Holsteiner. Und nun, was meinst Du, wir vom Seebataillon ...« Da erkannte ich plötzlich in seinen Augen, was er sagen wollte. »Wir müssen hin!« sagte ich. Er hob die Schultern: »Wer sonst?« sagte er. Da schwieg ich eine kurze Weile; es ging mir sehr viel durch den Kopf. Dann war ich damit fertig und sagte: »Na, denn man zu!« Und ich freute mich. Und ich sah im Weitergeh'n die Leute an, die des Weges kamen, ob sie vielleicht schon wüßten und uns anmerkten, daß wir nach Südwest gingen, um an einem wilden Heidenvolk vergossenes deutsches Blut zu rächen.

[...]

[27] Wir steuerten südöstlich, der afrikanischen Küste zu. Wir sollten hier unterwegs siebzig Neger an Bord nehmen, wie die meisten Schiffe tun, die nach Swakopmund hinunterfahren. Diese siebzig Neger sind unterwegs Trimmer, Heizer und Helfer aller Art und da unten Schauerleute, laden ein und aus, und fahren nachher wieder mit dem Schiff zurück und werden an ihrer Küste wieder an Land gesetzt.

[...]

[30] In meiner freien Zeit stand ich oft bei den Schwarzen

und beobachtete sie, wie sie friedlich beieinander saßen und in gurgelnden Tönen miteinander schwatzten und wie sie um die großen Eßtöpfe hockten, mit den Fingern eine Unmenge Reis zum Munde führten, und mit ihren großen knarrenden Tiergebissenen Beine, Gekröse und Eingeweide ungereinigt fraßen; es schien ihnen gar nicht drauf anzukommen, etwas Schmackhaftes zu essen, sondern nur, ihren Bauch zu füllen. Und es schien mir, daß es so stand, nämlich, daß die Leute von Madeira zwar Fremde für uns sind, aber wie Vettern, die man selten sieht, daß diese Schwarzen aber ganz, ganz anders sind als wir. Mir schien, als wenn zwischen uns und ihnen gar kein Verständnis und Verhältnis des Herzens möglich wäre. Es müßte lauter Mißverständnisse geben.

[...]

[66] Zuweilen, wenn wir an unserm Kochloch saßen, machte ich mich davon und ging zu den alten Afrikanern, die ihr Feuerloch immer an einem der Wagen hatten, die Sergeant Hansen führte. Dann winkte mir Hansen; denn er mochte mich leiden, seit ich ihn im Hof der Feste angesprochen hatte. Sie saßen immer für sich, nicht allein aus Stolz, sondern auch, weil sie meist fünf oder gar zwanzig Jahre älter waren als wir. Einige von ihnen waren schon zehn Jahre oder darüber im Lande.

Ich setzte mich still zu ihnen und hörte mit großer Begierde, was sie miteinander redeten. Zuweilen sprachen sie von den wilden fünfzehnjährigen Kämpfen in der Kolonie, die sie ganz oder zum Teil mitgemacht hatten, und von den Kämpfen der letzten drei Monate. Sie nannten manchen Ort tapferer Tat und manchen wackern Mann, Tote und noch Lebende. Ich wunderte mich, daß schon so große und harte Dinge von Deutschen in diesem Lande ausgeführt waren, davon ich nimmer [67] auch nur ein Wort gehört oder gelesen hatte, und daß schon so viel deutsches Blut qualvoll in diesem heißen, dünnen Lande geflossen war. Sie kamen auch auf die Ursachen des Aufstandes; und ein Älterer, der schon

lange im Lande war, sagte: »Kinder, wie sollte es anders kommen? Sie waren Viehzüchter und Besitzer, und wir waren dabei, sie zu landlosen Arbeitern zu machen; da empörten sie sich. Sie taten dasselbe, was Norddeutschland 1813 tat. Dies ist ihr Befreiungskampf.« »Aber die Grausamkeit?« sagte ein anderer. Aber der erste sagte gleichmütig: »Glaubst Du, daß es ohne Grausamkeit abginge, wenn bei uns das ganze Volk gegen fremde Unterdrücker aufstände? Und sind wir nicht grausam gegen sie?« Sie sprachen auch darüber, was wir Deutschen hier eigentlich wollten. Sie meinten, darüber müßten wir uns klar werden. »Jetzt stände es so: Es wären Missionare hier, die sagten: ›Ihr seid unsere lieben Brüder in dem Herrn, und wir wollen Euch diese Güter bringen: Glauben, Liebe und Hoffnung, und es wären hier Soldaten, Farmer und Händler, die sagten: ›Wir wollen Euch Euer Land und Euer Vieh so allmählich abnehmen und Euch zu rechtlosen Arbeitern machen.‹ Das ginge nicht nebeneinander. Das sei eine lächerliche und verrückte Sache. Es sei entweder recht und richtig, zu kolonisieren, das heiße entrechten, rauben und zu Knechten machen, oder es sei recht und richtig, zu [68] christianisieren, das heiße Bruderliebe verkünden und vorleben. Man müsse das eine klar wollen und das andre verachten, man müsse herrschen wollen oder lieben wollen, gegen Jesus sein wollen oder für Jesus. Die Missionare predigten ihnen: Ihr seid unsre Brüder! Und verwirren ihnen die Köpfe! Sie seien nicht unsre Brüder; sondern unsre Knechte, die wir menschlich aber streng behandeln müßten! Diese sollten unsre Brüder sein? Sie mögen es einmal werden, nach hundert oder zweihundert Jahren! Sie mögen erst mal lernen, was wir aus uns selbst erfunden hätten: Wasser stauen und Brunnen machen, graben und Mais pflanzen, Häuser bauen und Kleider weben. Danach mögen sie wohl einmal Brüder werden. Man nimmt niemanden in eine Genossenschaft auf, der nicht vorher seinen Einsatz bezahlt hat.«

[...]

[121] Dies langsame, schwerfällige Trekken durch das menschenleere, weite, eintönige Land, dies Liegen und Rauchen in den Ruhestunden, im Schatten der Wagen, und das gemütlliche, gemächliche, langsame Reden, Necken und ein wenig Prahlen, dies dürftige Essen und spärliche Trinken, ein Schuß im Busch auf eine Schar Perlhühner, und wenn das Glück wollte, auf [122] eine Antilope, vier Stunden Schlaf am verglimmenden Feuer, den Sattel unterm Kopf: das alles erlebte ich nun wieder. Und es war mir, da ich nun zum zweitenmal so unterwegs war, als wenn ich dies Land nun schon lange, lange kannte, als wenn ich schon vor langer, langer Zeit, die weit vor meiner Geburt lag, so neben einem Wagen durch solch wildes Land gezogen war, und im Wagenschutz geruht und geschlafen hatte. Das sind ja wohl die Erlebnisse der Vorväter, die in den Geschlechtern einen langen Schlaf tun und in dem Kinde, das wieder alte Wege und Stege geführt wird, aufträumend das graue Haupt erheben.

[...]

[191] Um ein Uhr in der Nacht traten wir an und zogen, müde Pferde und Reiter, sieben Stunden. Da kamen wir zu der Stelle; aber Wasser war nicht da. Von einer Anhöhe aus sahen wir, wie zwei mächtige Staubwolken eilig nach Osten und Nordosten zogen, hinein in den Dursttod. Aber auch wir waren am Ende. Der vierte Mann war an Ruhr oder Typhus krank; die anderen überangestrengt. Von unseren Pferden waren über die Hälfte gefallen; unsere Kleider und Sättel waren zerrissen. Und wir waren sieben Stunden von der nächsten dürftigen Wasserstelle entfernt und vierundzwanzig von der besseren. Es war die Gefahr nicht fern, daß wir hier am Rande der Wüste [192] hängen blieben. Darum befahl der General, die Verfolgung abzubrechen.

Doch sollten einige Patrouillen versuchen, noch einige Stunden weit vorzustoßen. Es meldeten sich, wie zu allen Patrouillenritten, so auch jetzt zu diesem letzten schweren, Freiwillige genug. Da ich ein guter Reiter war, bekam ich

das Pferd eines Unteroffiziers, der eben krank aus dem Sattel geglitten war, und ritt mit der einen Patrouille aus dem Lager. Ein Oberleutnant, der aussah wie ein Gelehrter, führte uns.

[...]

[197] In dem Augenblick kam aus dem Busch, in dem der Schutztruppler verschwunden war, ein kurzes Geräusch von Schelten, Laufen und Springen. Gleich darauf erschien er und hielt einen baumlangen, mageren Schwarzen in europäischer Kleidung an der Hüfte und riß ihm das Gewehr aus der Hand und schalt in fremder Sprache auf ihn ein, und zerrte ihn zu uns heran und sagte: »Ein deutsches Gewehr hat der Lump; Patronen hat er nicht mehr.«

[198] Er war ziemlich munter geworden, fing an auf ihn einzureden, drohte ihm und stieß ihn in die Knie. Der Schwarze hockte und antwortete auf jede Frage mit einem großen Wortschwall und mit raschen, sehr gelenkigen und merkwürdigen Bewegungen der Arme und Hände. »Er sagt, er hat den Krieg nicht mitgemacht.« Dann fragte er wieder und deutete nach Osten und der Schwarze deutete auch dahin und antwortete dies und das, wovon ich nichts verstand. Der Schutztruppler sagte: »Er lügt mir die Haut voll.« Er drohte ihm mit dem Gewehr und fragte weiter. So ging es eine Weile. Ich höre noch die beiden leise kreischenden, vertrockneten Stimmen, die des Deutschen und des Fremden. Dann hatte er wohl genug erfahren und sagte: »Der Missionar sagte einmal zu mir: »Mein Lieber, vergessen Sie nicht: die Schwarzen sind unsere Brüder; nun will ich meinem Bruder seinen Lohn geben.« Er stieß den Schwarzen von sich und deutete: »Lauf weg!« Der sprang auf und versuchte in langen Zickzacksätzen schräg hinunter über die Lichtung zu kommen. Aber er hatte noch nicht fünf Sprünge gemacht, da traf ihn die Kugel, daß er lang nach vorn hinschlug und still lag.

Ich knurrte ein wenig; ich dachte, der Schuß könnte feind-

liche Haufen, die etwa noch zurückgeblieben waren, auf uns aufmerksam machen; der [199] Oberleutnant aber meinte, mir wäre nicht recht, daß er den Schwarzen erschossen hatte, und sagte in seiner gelehrten, bedächtigen Weise: »Sicher ist sicher. Der kann kein Gewehr mehr gegen uns heben und keine Kinder mehr zeugen, die gegen uns kämpfen; der Streit um Südafrika, ob es den Germanen gehören soll oder den Schwarzen, wird noch hart werden.«

[...]

So standen wir beide eine gute [200] Weile. Darauf sagte er: »Diese Schwarzen haben vor Gott und Menschen den Tod verdient, nicht weil sie die zweihundert Farmer ermordet haben und gegen uns aufgestanden sind, sondern weil sie keine Häuser gebaut und keine Brunnen gegraben haben.« Dann kam er auf die Heimat zu sprechen und sagte dies und das und meinte: »Was wir vorgestern vorm Gottesdienst gesungen haben: »Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten«, das verstehe ich so: Gott hat uns hier siegen lassen, weil wir die Edleren und Vorwärtstrebenden sind. Das will aber nicht viel sagen gegenüber diesem schwarzen Volk; sondern wir müssen sorgen, daß wir vor allen Völkern der Erde die Besseren und Wacheren werden. Den Tüchtigeren, den Frischeren gehört die Welt. Das ist Gottes Gerechtigkeit.«

Der Schutztruppler war eingeschlafen; der Oberleutnant stand aufrecht, zuweilen ein wenig schwankend, die Uhr in der Hand. Ich stand neben meinem Pferd, halb wachend, halb schlafend. Der Mond ging auf; die Nacht wurde kalt und windig. Nach einer Weile sagte der Oberleutnant: »Aber der Missionar hat doch recht, daß er sagt, daß alle Menschen Brüder sind.«

Ich sagte: »Dann haben wir also unsern Bruder getötet; und sah nach dem dunkeln Körper, der lang im Grase lag. [201] Er sah auf und sagte mit seiner heisern, schmerzenden Stimme: »Wir müssen noch lange hart sein und töten; aber wir müssen uns dabei, als einzelne Menschen und als

Volk, um hohe Gedanken und edle Taten bemühen, damit wir zu der zukünftigen, brüderlichen Menschheit unser Teil beitragen.« Er stand und sah in Gedanken über die weite, mondbeschienene Steppe und wieder auf den stillen, toten Körper.

Ich hatte während des Feldzugs oft gedacht: »Was für ein Jammer! All die armen Kranken und all die Gefallenen! Die Sache ist das gute Blut nicht wert!« Aber nun hörte ich ein großes Lied, das klang über ganz Südafrika und über die ganze Welt, und gab mir einen Verstand von der Sache.

FRIEDRICH WILHELM MADER

Wunderwelten. Wie Lord Flitmore eine seltsame Reise unternimmt und durch einen Kometen in die Fixsternwelt entführt wird.

1911; 11. Aufl. [um 1925]

[1] Professor Dr. Heinrich Schulze lehnte sinnend in seinen Sessel zurück. Vor ihm auf dem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch lag ein Brief, der seine Gedanken beschäftigte.

Da läutete es an der Eingangstüre seiner Wohnung und kurz darauf pochte es gewaltig an die Studierzimmertüre. »Herein!« rief der Professor, sich erhebend.

Die Türe öffnete sich und es erschien ein ällicher, doch frisch und blühend aussehender Mann von stattlicher Leibesfülle.

»Kapitän Münchhausen!« rief Schulze und eilte überrascht und erfreut auf den Mann zu, ihm beide Hände entgegenstreckend. »Welcher günstige Monsun führt Sie von Austra-

lien nach Berlin, und just in dieser Stunde? Ich bin starr! Denken Sie, soeben weilten meine Gedanken bei Ihnen in Adelaide und ich wünschte mir, Sie herzaubern zu können.«

»Nun! Der Zauber ist gelungen!« lachte Münchhausen. »Da bin ich. Und was mich herführt? Sie wissen, ich halte das untätige Herumsitzen auf dem Kulturboden nicht lange aus. Na! habe ich gedacht: schaut einmal nach, was der olle Schulze macht; vielleicht plant er wieder irgend ein famoses Unternehmen; da muß ich dabei sein! Und plant er keins, so will ich ihn aufrütteln, und wir planen eins miteinander. He! Wie steht's damit, Professorchen?«

»Ich sage Ihnen, Sie kommen wie gerufen. Da, setzen Sie sich her, altes Haus.«

[. . .]

[2] »Ich habe eigentlich gar nichts geplant; aber ein anderer: Sie erinnern sich wohl noch Lord Flitmore's?«

Münchhausen lachte, daß es dröhnte. – »Auf so eine Frage kann doch nur ein weltfremder Professor verfallen! »Erinnern« ist gut! Wenn man mit einem Manne, wie der Lord, solche Abenteuer erlebt, solche Kämpfe durchfochten und solche herrliche Stunden durchkostet hat, wie wir zwei beide, dann soll man ihn wohl vergessen können? Verzeihen Sie, Professor, aber Ihre Frage ist . . . na, wie soll ich sagen?«

»Dumm!« ergänzte Schulze, seinerseits lachend. »Sie haben recht, olle Seebär. Also! Hier habe ich einen Brief von Flitmore erhalten. Er schreibt, er habe eine kaum glaubliche Entdeckung gemacht.«

»Kaum glaublich? Hören Sie, dem glaube ich alles, dem traue ich das Wunderbarste zu nach den Proben seines Erfindergeistes, die er uns in Afrika gegeben.«

»Das stimmt! Aber hören Sie: er schreibt, seine Entdeckung hebe die trennenden Räume des Weltalls auf und gestatte Reisen nach dem Mond, nach den Planeten, vielleicht gar in die Fixsternwelt. Und nun ladet er mich ein, ihn auf seiner

ersten Fahrt zu begleiten. Was halten Sie davon? Sollte er nicht doch ein wenig übergeschnappt sein?«

»O, daß Sie Männer der Wissenschaft keine neue, erstaunliche Entdeckung begrüßen können, ohne sie anzuzweifeln! Wenn die Professoren darüber zu entscheiden hätten, alle genialen Erfinder kämen ins Irrenhaus! Ich sagte Ihnen, dem Lord traue ich alles zu. Er ist ein Genie. Telegraphieren Sie ihm nur gleich, ob er mich mitnimmt? Ha! das gibt eine Reise! Das ist noch nie dagewesen, außer in der Phantasie kühner Schriftsteller: da muß ich mit!«

»Das ist es ja gerade: Lord Flitmore bittet mich, ihn zu begleiten, da er weiß, daß ich mich in den letzten Jahren ganz auf die Astronomie geworfen habe und er meine Veröffentlichungen [3] auf diesem Gebiet mit Interesse und Beifall verfolgte, wie er schreibt. Dann aber fragt er nach Ihnen und nach Ihrer Adresse. Er ist voll Bewunderung für das Automobil, das Sie erfanden, und mit dem wir Australien durchforschten.«

»Ja, ja, die Lore!« sagte schmunzelnd der Kapitän. »Sie war kein übler Gedanke. Aber nach dem Mond – ne! Das hätte sie doch nicht geleistet.«

»Also, bei Ihren technischen Kenntnissen und Ihrer Erfindungsgabe auf diesem Gebiet glaubt der Lord keinen besseren Ingenieur und Kapitän für sein Weltschiff finden zu können, als Sie, und er wäre höchlichst erfreut, Sie für das Unternehmen gewinnen zu können.«

»Topp!« rief Münchhausen begeistert. »Wann reisen wir?«

[. . .]

»Eine große Gesellschaft wird es nicht werden: zunächst wird die Gattin des Lord ihn begleiten.«

»Schau, Schau! Mietje! Alle Achtung! Ein beherztes Frauenzimmer ist sie stets gewesen: das hat sie uns damals in Ophir zur Genüge bewiesen.«

Schulze aber fuhr fort: »Ferner Flitmore's Diener, John Rieger. [. . .] [4] Endlich will noch mein junger Freund Heinz

Friedung sich uns anschließen. Ich riet ihm vergebens ab; er ist Feuer und Flamme für die Weltreise.

[...]

Er hat sich auf die Sprachwissenschaften geworfen und lebt hier in Berlin als Privatdozent. Er beginnt, sich einen Namen zu machen und hat, wie er mir anvertraute, eine hochwichtige Entdeckung auf seinem Gebiet gemacht; doch verrät er noch nichts Näheres davon.«

[...]

[41] Die Sannah, die seit der vergangenen Nacht, wenn man von einer Nacht reden konnte, nicht mehr von dem Strom der Fliehkraft durchkreist wurde, befand sich in dem Anziehungsbereich [42] des Planeten, der seit lange den Beobachtungseifer und die Phantasie der Astronomen am meisten angeregt hat.

[...]

[44] Sobald die Anziehungskraft des Mars bei größerer Annäherung auf die Sannah wirkte, verlangsamte sich ihre Umdrehungsgeschwindigkeit, und als sie sich zuletzt auf den Planeten herabsenkte, hörte ihre Eigenbewegung ganz auf und ihr Schwerpunkt wurde in den Mittelpunkt der Marskugel verlegt. Nach völliger Abstellung der Fliehkraft verhielt sie sich wie irgendein Meteor, das auf die Oberfläche eines Planeten stürzt.

[...]

Der Stoß, den die Landung verursachte, war im oberen Raume, wo sich alle zu dieser Zeit aufhielten, kaum spürbar.

»Wir werden vom Nord- oder Südpolzimmer aus aussteigen müssen«, erklärte der Lord. »Dort liegen die Ausgangsporten neben den Fenstern bei unsrer jetzigen Lage in wagrechter Linie, das heißt parallel zur Marsoberfläche, und mittels einer Strickleiter können wir hinabsteigen.«

[...]

[54] Das Frühstück wurde in der Nähe der Sannah einge-

nommen, fern von den immer noch zuckenden Leibern der erlegten Lumbriciden auf dem nächtlichen Schlachtfeld.

»Ich schlage eine Entdeckungsreise auf dem Mars vor«, begann Schulze, als der Imbiß vertilgt war.

Alle waren damit einverstanden.

[...]

[57] Nach einer halbstündigen Wanderung war der Fuß der Berge erreicht, nach einer weiteren halben Stunde die erste Anhöhe erklommen.

Der Ausblick, der sich hier unseren Freunden bot, überzeugte sie sofort, daß die Sage von den Marsmenschen keine reine Phantasie der Astronomen sein konnte; denn vor ihren Blicken öffnete sich ein Hochtal, das von einer ganzen Anzahl von Bauten erfüllt war, die zweifellos vernunftbegabten Wesen ihren Ursprung verdankten.

Auch diese Bauwerke hatten ihre auffallenden Eigentümlichkeiten: zum ersten waren sie schmal und hoch, turmartig aufgeführt; zum zweiten erschienen sie alle dreieckig, zum dritten sahen sie wie aus einem Guß gefertigt aus.

Der Professor, der für alles eine Erklärung suchte und auch gleich bei der Hand hatte, ließ sich also vernehmen: »Die Marsbewohner bauen offenbar in die Höhe wie die Newyorker, jedenfalls auch aus demselben Grund: sie müssen an Platz sparen. In der Tat erreicht die gesamte Oberfläche des Mars noch keine [58] drei Zehntel der Erdoberfläche; da überdies die schrecklichen breiten Sümpfe einen großen Teil des Festlandes einzunehmen scheinen, so müssen sie an Bauplatz sparen. Dreieckig sind die Häuser aufgeführt, um den Orkanen und den Wasserfluten bei der Schneeschmelze wirksamen Widerstand bieten zu können; daß sie so glatt und ungliedert aussehen, weist auf eine besondere Masse hin, mit der die Baumeister die Gebäude von außen gleichmäßig bestreichen, auf einen Mörtel, der vielleicht dem Mars eigentümlich ist.«

[...]

Das, was der Professor eine »Stadt« nannte, waren etwa hundert zumeist gleich geformte Bauwerke von mäßigem Umfang. Sie leuchteten in allen Regenbogenfarben, eins blau, das andere rot, das dritte grün; einige schneeweiß, andere schwarz; daneben gelbe, braune, organgerote, violette Türme in allen Farbenabstufungen. Dadurch gewährten sie trotz ihrer Einförmigkeit einen ungemein malerischen Anblick.

Im Innern erwiesen sie sich sämtlich ganz ähnlich angelegt; statt einer Treppe führte ein gewundener Gang empor, von schmalen Seitenfenstern erhellt. Ganz oben befand sich ein dreieckiges Gemach, in welchem auf erhöhten Matten – Leichen lagen.

Ja, nur Leichen!

»Eine Begräbnisstätte, ein Friedhof«, rief Heinz aus.

»Wenigstens eine Totenstadt«, entgegnete Schulze, »da von Gräbern und Begräbnis hier nicht die Rede ist.«

Die Leichen waren alle in lange Gewänder von einem eigentümlichen, glatten und sehr schmiegsamen Stoffe gekleidet, der [59] keine Fäden, kein Gewebe erkennen ließ. Entweder war dieser auf Erden unbekannte Stoff aus einer äußerst zähen Gummiart papierdünn gewalzt, wobei der Gummi jegliche Dehnbarkeit verloren hatte, oder er war aus einem nur den Marsbewohnern bekannten Material gegossen.

Die Gewänder glänzten auch in den verschiedensten lebhaften Farben. Die Körper unterschieden sich nicht wesentlich von menschlichen Körpern; sie waren aber alle sehr klein, schlank und zierlich, und jedenfalls wiesen sie eine Rassen-eigentümlichkeit auf, die auf Erden nicht zu finden war. Diese Eigentümlichkeit bestand im wesentlichen in einer auffallenden Schädelform: man hätte meinen können, jedes dieser Häupter trage eine Kappe; denn über der Stirne eingeschürt, saß eine zweite mäßig gewölbte und dichtbehaarte Schädelkammer.

»Zwei Stockwerke!« rief Münchhausen in ehrlichem Stau-

nen. »Ein zweistöckiges Gehirn haben diese Marsiten be-
sessen! Nein, müssen die gescheit gewesen sein!«

[...]

[60] Am Ausgange der Schlucht lehnte an der Bergwand ein niedriger, dreieckiger Bau aus »Gußstein«; denn so hatte Schulze das steinerne Material, das gleichmäßig glatt war und keine Lücken aufwies, benannt. Er vermutete, daß die Marsbewohner eine besondere Steinart wie Lava zu schmelzen verstünden, im flüssigen Zustand färbten und dann ihre Häuser in einem Block in Formen gossen.

[...]

Vor dem neuentdeckten Hause nun saß ein steinaltes Männlein, dessen Doppelschädel den Eindruck machte, als trage es eine Mütze aus Eisbärenfell; denn schneeweiß war sein dichtes Pelzhaar, das zottig herabhing, jedoch nicht länger, als es bei einem Tierpelz zu wachsen pflegt.

Ein ebenso zottiger kurzer Bart umrahmte sein Gesicht.

Mit den großen, gescheiten Augen betrachtete er die Ankömmlinge, offenbar sehr interessiert, aber durchaus nicht mit der Verwunderung oder gar dem Entsetzen, welches diese sich geschmeichelt hatten bei dem ersten Marsbewohner zu erregen, der ihre fremdartige Erscheinung gewahren würde.

Als sie sich ihm nahten, erhob er sich langsam. Ein leuchtendes rotes Gewand umfloß seine schlanken Glieder.

Und nun zeigte Schulze den unentwegten Professor: er redete den Marsgreis im elegantesten Latein an, das ihm zur Verfügung stand; denn er dachte, Latein sei eine Weltsprache, die von gebildeten Wesen überall verstanden werden müsse. Er bedachte nicht, daß die alten Römer, so unternehmungslustig sie waren, die Grenzen ihres Reichs doch nicht über den Erdball ausgedehnt hatten.

Übrigens war der Marsite stocktaub, wie er durch ein beredtes Berühren seiner Ohren und sein trüblächelndes Kopfschütteln zu verstehen gab.

[...]

[61] Da deutete er auf die Gruppe, die ihn anstaunte, und erhob den Blick gen Himmel. Gleichzeitig streckte er den Arm empor und wies auf einen blassen Stern. Das war die Erde!

Da die Erde dem Mars weit näher steht als die Sonne und diese ihm infolge ihrer Entfernung nicht so blendend leuchtet wie uns, konnte man die Erde hier bei Tageslicht am Himmel stehen sehen.

So sehr Lord Flitmore an Selbstbeherrschung gewohnt war, die Gebärde des Greises brachte ihn doch aus der Fassung.

»Allmächtiger!« rief er aus. »Sollte man das für möglich halten? Dieser Marsmensch vermutet, daß wir von der Erde herkommen! Offenbar ist ihm das Vorhandensein von Menschen dort bekannt und man rechnete hier damit, eines Tages einen Besuch vom Nachbarsterne her zu erhalten!«

»Nein! Welche Hilfsmittel müssen diese Marsmenschen besitzen!« meinte Schulze verwundert.

»Ich glaube fast, ihre Augen ersetzen ihnen das beste Teleskop«, bemerkte Heinz. »Sehen Sie doch nur, wie der Mann seine Augen weit heraustreten läßt, wenn er nach der Erde schaut, und wie tief er sie in die Höhlen zurückzieht, wenn er uns betrachtet.«

In der Tat bemerkten jetzt alle dieses seltsame Augenspiel, je nachdem der Marsite den Blick auf nähere oder entferntere Gegenstände richtete.

»Fragen Sie doch den Alten, wo wir noch mehr seinesgleichen treffen können«, wandte sich Münchhausen ironisch an Schulze, der mit seinem Latein am Ende war nach dem ersten vergeblichen und etwas törichtem Verständigungsversuch.

Heinz Friedung aber bewies, daß er einer solchen Aufgabe gewachsen war: er unternahm es, die gewünschte Auskunft zu erhalten.

Das griff der scharfsinnige junge Mann folgendermaßen an: Er wies auf die eigene Brust und streckte den Daumen der

geschlossenen linken Hand empor; dann deutete er der Reihe nach auf Flitmore, Mietje, Schulze und Münchhausen, jedesmal einen weiteren Finger der Linken ausstreckend.

[...]

[62] Jetzt zeigte Heinz auf den Marsiten und streckte wieder den Daumen allein vor. Das hieß: »Du bist nur einer.« Dann sah sich der junge Mann forschend und fragend nach allen Seiten um mit hilflosen Handbewegungen, aus denen der Marsbewohner sofort die Frage erriet: »Wo sind die andern Bewohner des Mars?«

Da schüttelte er den Kopf und eine tiefe Traurigkeit überzog seine milden Züge: eindringlich streckte er den Daumen empor, berührte seine Brust, wies dann mit dem Arm im Kreise umher, immer kopfschüttelnd und zugleich die Hand verneinend schwenkend, als wollte er sagen: »Ich bin allein da! Sonst ist nirgends mehr jemand vorhanden.«

Erstaunt blickten ihn unsere Freunde an; da winkte er ihnen, ihm zu folgen.

Er führte sie an den Rand des Hügels und deutete in den Sumpf hinab.

Da sahen sie schauernd die Spitzen von Gebäuden aus dem schwarzen Schlamme emporragen und die traurigen Gebärden des Greises sagten: »Alle sind verschlungen von den Wassern, alle modern im Sumpf oder dienen den Sumpfwürmern zum Fraß.«

Dann raffte sich der Alte auf, deutete auf seine Gäste und dann hinauf zur Erde, ihnen mit heftigen Handbewegungen begreiflich machend: »Fliehet, fliehet! Sonst ereilt euch das gleiche Schicksal!«

Dieses gräßliche Geschick verdeutlichte er noch dadurch, daß er wieder hinab in den Sumpf zeigte, dann die Handfläche wagrecht über den Boden hielt und sie ruckweise am eigenen Körper immer höher steigen ließ, bis er sie hoch über den Kopf hob.

»Er will andeuten, daß die Gewässer plötzlich steigen und hoch über unsere Köpfe weggehen können«, erklärte der Lord.

»Allerdings«, bestätigte Schulze. »Die Astronomen haben des öfteren derartige Katastrophen auf dem Mars beobachtet. Das Land wird urplötzlich vom Meere verschlungen, und die [63] Verteilung von Erde und Wasser nimmt eine ganz neue Gestaltung an.«

»So werden wir hier nicht mehr viel zu entdecken haben«, meinte Münchhausen. »Der Mann kennt sich jedenfalls am besten aus auf dem Mars, und wir werden gut tun, seine Warnung nicht in den Wind zu schlagen.«

Historische Erzählungen und Lebensbilder

Neben den Abenteuerschriftstellern sind es vor allem Autoren historischer Schriften und geschichtlicher Lebensbilder, die das Bild der gründerzeitlichen wie der wilhelminischen Jugendliteratur prägen. Hermann L. Köster spricht in seiner »Geschichte der Deutschen Jugendliteratur« von einer »Hochflut der geschichtlichen Erzählung« für die Zeit nach 1870, wobei Vergleichbares durchaus auch im erwachsenenliterarischen Bereich zu beobachten ist. Daß so viele Autoren zu geschichtlichen Themen griffen, war zum einen sicherlich durch das politische Ereignis der Reichsgründung bedingt, die es historisch zu legitimieren galt. Dies erklärt jedenfalls die Vorliebe vieler Jugendbuchautoren für Themen wie »Preussische Hofgeschichte«, »Geschichte des Hauses Hohenzollern«, »Deutsche Vor- und Frühgeschichte«. Zum anderen läßt sich die Hochkonjunktur dieses Genres als Reaktion auf eine Welt interpretieren, die undurchschaubarer geworden war, die nach dem Verblassen von Mythos und Religion dem einzelnen Menschen immer weniger Halt zu bieten vermochte. Geschichte, in literarische Form gekleidet, hatte in erster Linie die Funktion, Sinnzusammenhänge herzustellen und eine Gesetzmäßigkeit historischer Prozesse zu suggerieren. Der heranwachsende Leser sollte auf diese Weise von der Vorstellung abgehalten werden, der Weltlauf wie das eigene Schicksal seien das Werk von Willkür und Zufall. Diese mit dem Erzählen von Geschichte einhergehende Wirkungsabsicht hat den historischen Schriften der Epoche ihr charakteristisches Gepräge verliehen. Zu ihr gesellte sich zumeist eine politische Überzeugung, die, wie Heinrich Wolgast zu Recht bemerkt, durch »wachsenden Chauvinismus« und »zunehmende Militanz« gekennzeichnet ist. Als Befürworter strikter Tendenzfreiheit von Kunst und Literatur mußten er und seine Nachfolger innerhalb der Jugendschriftenbewegung ihre